Sezession



Autorenporträt
Fjodor M. Dostojewski

Thorsten Hinz
Mauerfall

Erik Lehnert
AfD

Martin Lichtmesz
Genetische Fotos

Peter Kuntze
Rückkehr der Geschichte

63

Dezember 2014
11 EURO
ISSN 1611–5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich) und Erik Lehnert.

12. Jahrgang, Heft 63,
Dezember 2014

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Versandkosten. Wer *Sezession* für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten als Kurzbeitrag 9000 und als Grundlagenbeitrag 15500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (034632) 90941

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Bild und Text

Grundlagen

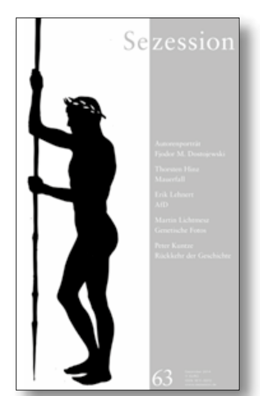
Kurzbeiträge

Bücher

Geschichtspolitik und Psychologie

von Götz Kubitschek

Der Schriftsteller Botho Strauß konnte Anfang Dezember dieses Jahres seinen 70. Geburtstag feiern. Nun klaubte sich der Herausgeber der Wochenzeitung *Junge Freiheit,* Dieter Stein, aus dessen Werk einen Satz, um das seiner Meinung nach richtige Geschichtsverständnis nicht nur zu illustrieren, sondern nachgerade zu betonieren. Strauß nämlich schrieb in seinem für uns zentralen Essay »Anschwellender Bocksgesang« aus dem Jahre 1993: »Die Verbrechen der Nazis sind jedoch so gewaltig, daß sie nicht durch moralische Scham oder andere bürgerliche Empfindungen zu kompensieren sind. Sie stellen den Deutschen in die Erschütterung und belassen ihn dort, unter dem tremendum; ganz gleich, wohin er sein Zittern und Zetern wenden mag, eine über das Menschenmaß hinausgehende Schuld wird nicht von ein, zwei Generationen einfach ›abgearbeitet‹.«



Wir lasen bereits vor zwanzig Jahren, während der großen Debatte über den »Anschwellenden Bocksgesang«, diese Textstelle als einen Kontrapunkt innerhalb eines gegen die linksliberale Strömung gerichteten Bekenntnisses zum Adel des Rechts-Seins. Strauß verlieh auf seine Weise der Tragik der Deutschen Ausdruck, als Kulturvolk von Weltrang die Knochenmühle des 20. Jahrhunderts mitgedreht zu haben. Daß er mit seinem Diktum die notwendige Historisierung mitverhinderte und einer »Damals-Überwältigung« das Wort redete, ist biographisch-psychologisch verstehbar. Metapolitisch angemessen ist es in unserem Sinne nicht, aber derlei auszurichten ist nicht die Aufgabe von Strauß (das hat Karlheinz Weißmann in *Sezession* 52/Februar 2013 dargelegt – und dabei den für Dieter Stein so zentralen Passus gar nicht erwähnt).

Wenn man nun aber das, was Strauß da über unser »Zittern und Zetern« schreibt, unstatthaft aus dem Gesamttext löst und zu einer Maxime erhebt, ist man dort, wo Joschka Fischer den Holocaust als den Gründungsmythos der Bundesrepublik Deutschland bezeichnete. Stein tut dies und nennt sein Hinsehen auf eine nicht abzuarbeitende deutsche Schuld einen »Dritten Weg« zwischen Geschichtsvergessenheit auf der einen und billigem Betroffenheitsgestus auf der anderen Seite: »Wenn also Konservative oder ›Rechte‹ (Stein verwendet diese Vokabel mittlerweile in Anführungszeichen) die Nation im Munde führen, sie reklamieren und sich um ihren Bestand sorgen, müssen sie auch unweigerlich die Verantwortung für den Umgang mit ihrer Vergangenheit übernehmen.«

Ich halte diese Positionierung aus folgenden Gründen für falsch oder wenigstens unreif:

Erstens: Die NS-Zeit ist als schwarzer Hintergrund der allgemeine Bezugspunkt deutscher Geschichtsbetrachtung. Sie dient wahlweise als Hebel gegen positive Darstellungen der Größe des deutschen Weges durch die Zeit oder als Freischein für Verdrehungen historischer Fakten.

Zweitens: Dies trägt entscheidend zur Form- und Willensschwäche des deutschen Volkes bei: Kein Widerstand gegen die Überfremdung, der nicht sofort in die Nähe zu Auschwitz gerückt, keine Betonung der guten, deutschen Eigenart, die nicht sofort zu einer Aufseher-Tugend umgedeutet würde.

Drittens: Jede dagegen gerichtete Politik und Publizistik muß gegen die Übermacht dieses Bezugspunkts opponieren. Dies ist gerechtfertigt, denn zum einen sind die zwölf NS-Jahre nur ein kleiner Teil der großen deutschen Geschichte, zum zweiten stehen die Verbrechen des NS-Regimes neben den anderen Großverbrechen allein des 20. Jahrhunderts nicht als singulärer Zivilisationsbruch, zum dritten hat das deutsche Volk als Kollektiv diese Verbrechen nicht begangen und noch nicht einmal begünstigt, jedoch in seiner Gesamtheit für diese Verbrechen bis weit in die Nachkriegszeit hinein bezahlt wie kein Volk je zuvor. Und viertens wird mit dem deutschen Schuldbewußtsein politischer, moralischer und finanzieller Mißbrauch getrieben – innen- wie außenpolitisch maßlos.

Die Selbstbehauptungskräfte der Deutschen sind schwer beschädigt, und die (auch in der *Jungen Freiheit* gewürdigten) Werke von Diwald, Willms, Schrenck-Notzing, Mohler, Weißmann, Schultze-Rhonhof, Scheil oder Hinz (um nur einige Beispiele zu nennen) dienen der Heilung der großen Neurose. Dieses an sich schon beinahe aussichtslose Unterfangen wird durch die Positionsbestimmung Steins sozusagen im eigenen Haus torpediert. Denn ihm fehlt – im Gegensatz zu Strauß – der Sinn für die große, deutsche Tragik: Die Schuld nämlich »wird den Nachlebenden zum Verhängnis in der sakralen Dimension des Wortes, indem sie ihr geschichtliches und gesellschaftliches Leben auf Dauer entstellt« (ebenfalls: »Bocksgesang«). ■

PEGIDA, markentechnisch betrachtet

von Lutz Meyer

Hans Domizlaff (1892–1971) gilt als Begründer moderner Markentechnik; in den 1920er Jahren war er prägend für Reemtsma (»Ernte 23«), Siemens und die Deutsche Grammophon tätig. Domizlaff war sich der Bedeutung des konsequent gedachten Markengedankens auch für politische Bewegungen früh bewußt. Immerhin bekannte Goebbels, er kenne *Die Propagandamittel der Staatsidee* von Domizlaff auswendig – was diesem vor allem in der Nachkriegszeit nicht unbedingt Sympathien einbrachte. Domizlaff wurde aber nicht nur von der Politik vereinnahmt, er war selbst immer auch ein politischer Kopf und machte sich in den 1950er Jahren (*Es geht um Deutschland* oder auch *Die Seele des Staates*) recht eigenwillige Gedanken.

Das von ihm gegründete Hamburger Institut für Markentechnik bestand bis zu seinem Tode 1971, doch schon in den Jahren davor wirkte Domizlaff wie ein Fossil in der Welt der modernen Werbung. Wozu an ihn erinnern? Ist er als Person auch weitgehend vergessen, wirken die grundlegenden Gedanken der Markentechnik bis in die Gegenwart nach, wenngleich man heute lieber von »Brand Planning« spricht und längst nicht mehr nur über Plakat-, Fernseh-, Kino- und Rundfunkwerbung nachdenkt, sondern über Web 2.0 und Web 3.0 spricht, also vor allem über »Social Media« und automatisch generiertes Datensammeln. Der Kerngedanke der Markentechnik – die entscheidende Bedeutung der Gewinnung des öffentlichen Vertrauens für den Erfolg einer Marke – hat an Aktualität nichts eingebüßt. Er gilt nach wie vor für Konsumentenmarken wie für politische Marken, politische Ideen.

Über Ideen sagte Domizlaff einmal, deren Herrschaft und Raubtierartigkeit seien unbestritten. Mit einer gewissen Raubtierartigkeit reagieren auch politische Ideen und Marken, wenn ihnen eine andere Idee den Herrschaftsanspruch streitig machen will. Betrachten wir den Bereich der politischen Ideen durch die Brille des Markentechnikers: Wir sehen keinerlei Idealismus, keinerlei politische Romantik, keine hehren Werte mehr, sondern nüchtern kalkulierte Markenideen, die um Marktanteile, um Akzeptanz kämpfen. Die Marken definieren ihren Markenkern, besetzen die damit verbundene Begrifflichkeit und senden ihre Kernbotschaften. Wie der Konsument eine Kaufentscheidung trifft, so trifft der Wähler seine Wahlentscheidung. Der Markt wird hier wie dort stets mit großer Wachsamkeit und einer gewissen Nervosität beobachtet. Erscheint der Marktanteil oder gar der Markenkern durch Wettbewerber bedroht (insbesondere Newcomer werden mit Argwohn betrachtet), wird man mit Mitteln der Markentechnik gegenzusteuern versuchen. Da der Newcomer meist nicht über die Finanzkraft verfügt, hier mitzuhalten, muß er zu anderen Methoden greifen: Virales Marketing, Guerilla-Marketing und Protest bieten sich an.

Schaut man sich politische Protestbewegungen an, die den Marktgiganten Marktanteile wegnehmen wollen, stellt sich die Frage nach ihren Erfolgsaussichten. Es sind vor allem zwei Aspekte zu betrachten: Wie steht es erstens um ihr Potential zur Gewinnung des öffentlichen Vertrauens und wie zweitens um ihre Raubtierartigkeit? Ein Schoßhündchen wird es schwer haben, sich unter Wölfen zu behaupten. Und woher soll das Vertrauen der Öffentlichkeit kommen? Natürlich kommt es auch auf den jeweiligen Markt und seine Bedingungen an. Während in Ländern wie Weißrußland oder der Ukraine spontane oder gesteuerte Protestbewegungen starke Reaktionen des Staates hervorriefen und in Hongkong derzeit die Regenschirm-Revolution die Staatsmacht herausfordert, reagieren in den westlichen Demokratien die den Markt bestimmenden Marken zwar leicht gereizt, aber insgesamt noch zurückhaltend auf Unmutsregungen. In Deutschland stoßen etablierte linke Protestbewegungen auf Duldung oder gar Wohlwollen des Staates – markentechnisch betrachtet könnte man vermuten, daß die marktbestimmende Staatsmarke sich im Zuge einer Art Diversifikationsstrategie ein paar neue Produkte zugelegt hat (also eher »Protest« in Anführungszeichen als echter Protest), um den Wettbewerb scheinbar spannender zu gestalten, während faktisch der Wettbewerb nur stärker gehegt wird und echte Wettbewerber vom Markt ferngehalten werden.

Wie steht es dagegen markentechnisch um die ersten Ansätze einer eher bürgerlichen, rechten Protestbewegung, die von der AfD (mehr Partei als Bewegung) über die Dresdener »Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes« (PEGIDA) bis hinein in die Szene der »Hooligans gegen Salafisten« (HoGeSa) reicht? Was sieht der Markentechniker, wenn er kühlen Blicks die beiden Zentralaspekte, Raub-



»Die Masse braucht den Glauben an die eigene Initiative. Sie will erst selbst eine Marke anerkennen, an der sie dann wie an ihrem eigenen Erzeugnis oder an ihrer eigenen Entwicklung hängt. Die Marke selbst ist tatsächlich ein Produkt der Masse, in deren Gehirn sie sich als Bestandteil der Vorstellungswelt bilden muß. Man sagt zwar, daß der Markentechniker eine Marke schafft, aber das ist nur eine sprachliche Vereinfachung. Der Markentechniker liefert gewissermaßen nur eine Materialkomposition, die besonders geeignet oder verführerisch ist, um von der Masse aufgenommen und zu einer lebendigen Marke auferweckt zu werden.«

Hans Domizlaff: Markentechnik, siehe auch www.hans-domizlaff-archiv.de

tierartigkeit und Gewinnung des öffentlichen Vertrauens, in Anschlag bringt? Gibt es Anzeichen einer Markenbildung? Wenn ja – sind diese Anzeichen wirklich massenkompatibel? Im politischen Bereich gilt: ohne Masse keine Marke. Die Masse, so Domizlaff, habe ein gutes Gespür für die Geschlossenheit, für die Kompositionsharmonie einer Marke – fehlt es hieran, fehlt es an allem, die Masse wird eine als unharmonisch, als unstimmig empfundene Marke niemals zu ihrer Marke machen. Wie also sieht es aus mit den Slogans, den Symbolen, dem Gesamteindruck? Die Identitäre Bewegung etwa mit dem gelben Lambda blieb als politische Marke bisher erfolglos, weil das gelieferte Material offenbar nicht zur Verführung taugte und kein Vertrauen gewann. Es ist unrund, unharmonisch, wobei außer Frage steht, daß man es dieser Marke aufgrund ihrer politisch rechten Verortung extrem schwermacht. Macht PEGIDA es besser? Noch sind die Konturen unklar, die Wortbildmarke wirkt komplex, überladen und sperrig. Ist es Zeit, etwas am Auftritt zu ändern? Es steht einiges auf dem Spiel – springt der Funke nicht über, wäre wieder eine Chance vertan. Was würde der Markentechniker raten?

Die Konturen einer politischen Marke PEGIDA sind derzeit stark durch die Mentalität der Dresdener Bürger bestimmt: Man demonstriert eigentlich gar nicht, man unternimmt Abendspaziergänge – unaufgeregt, im Wesenskern gemütlich, aber dennoch mit starker Präsenz. Das Handyleuchten unterstreicht die Normalität. Es ist nicht so romantisch wie die Kerzenlichterkette, nicht so martialisch wie der Fackelzug. Zu sehen sind ganz normale Menschen, die gerade von der Arbeit kommen und mal eben gut gelaunt spazierengehen. Das schafft Vertrauen. Doch ist das Auftreten auffällig genug, die Botschaft stark genug? Nun ist gerade diese Harmlosigkeit, diese betonte Unauffälligkeit paradoxerweise das auffälligste Merkmal – und das, obwohl das Ideenpotential für die dominante Staatsmarke alles andere als harmlos ist. Paradox – aber genau hier liegt die Stärke! So betrachtet, paßt sogar die selbstgebastelte Wortbildmarke. Sie ist authentisch. Würde man eine Agentur beauftragen, einen Namen zu finden, ein Logo zu entwerfen, eine Medienstrategie auszuarbeiten und einen Slogan zu entwickeln, entstünde mit Sicherheit etwas Gefälligeres, Moderneres, Professionelleres, Schickeres – und zugleich sehr Austauschbares. Vergleicht man die Wortbildmarke PEGIDA mit dem Logo der AfD, bekommt man eine Ahnung davon, was Design anrichten kann. Wo die Wortbildmarke PEGIDA sperrig, aber echt wirkt, riecht das AfD-Logo nach Kalkül. Der Rat des Markentechnikers fällt daher, ganz im Sinne der Marke PEGIDA, bewußt harmlos aus: Weitermachen, wachsen – aber im Markenkern genau das bleiben, was man ist: normal, unaufgeregt, selbstbestimmt und mit klaren Zielen. Die gelebte Harmlosigkeit des Auftretens (nicht der Ideen) schafft Vertrauen, dient der Festigung der Marke und bietet zugleich einen gewissen Schutz. Und wie sagte doch Domizlaff? Richtig: »Die schönste Reklame ist immer noch diejenige, die man sich ersparen kann.« ■

Autorenporträt Fjodor Michailowitsch Dostojewski

von Michael Paulwitz

»Dostojewski – das ist Rußland. Es gibt kein Rußland ohne Dostojewski«: Was der russische Symbolist Alexej Remisow 1927, fünfzigjährig, in der Pariser Emigration festhielt, entspricht bis heute der Wahrnehmung des Rangs Fjodor Michailowitsch Dostojewskis (1821–1881) durch das deutsche Publikum. Nur wenige Dichter werden so intensiv mit der Nationalliteratur ihres Volkes identifiziert wie der Schöpfer von *Schuld und Sühne* (1866), *Der Spieler* (1867) und *Der Idiot* (1869), *Die Dämonen* (1872) und *Die Brüder Karamasow* (1880). Ließen sich Lyrik und Versdichtung so eindringlich in andere Sprachen übertragen wie die Prosa der Romandichtung, wäre Alexander Puschkin als russischer Dichterfürst von Goethescher Dimension wohl auch hierzulande so präsent wie in seiner Heimat und im Werke Dostojewskis selbst. Dieser nämlich nannte es die Krönung seiner öffentlichen Anerkennung, daß er in seinem letzten, dem sechzigsten Lebensjahr die Ehre hatte, in der Versammlung des Vereins der »Freunde russischer Literatur« eine Rede auf jenes Monumentalgenie halten zu dürfen.

»In Puschkins Erscheinen liegt für uns Russen etwas zweifellos Prophetisches«, hob Dostojewski an und beanspruchte ihn damit zugleich als Kronzeugen für sein eigenes Vermächtnis. Puschkin stehe für die beiden Hauptideen, die das künftige Schicksal Rußlands bestimmten: die Universalität Rußlands (die Fähigkeit also, sich in den Geist anderer Völker hineinzuversetzen, und die daraus sich ergebende Kraft Rußlands zur »Allversöhnung«) und die Umkehr zum Volk und das Vertrauen in seine Kraft. Puschkin habe als erster jenen negativen, krankhaft entfremdeten Typ des gebildeten russischen Menschen dargestellt, der »an die Heimat und ihre autochthonen Kräfte« nicht glaube; und er habe als erster künstlerische Typen jener »russischen Schönheit« aufgezeigt, »die tief im Volksempfinden, unserem Erdboden, ruhte«.

»Dem echten Russen sind Europa und das Schicksal der ganzen großen arischen Rasse ebenso teuer wie Rußland selbst, wie das Schicksal seines eigenen Vaterlandes; denn unser Schicksal ist eben die Universalität, die aber nicht durch das Schwert gewonnen wird, sondern durch die Kraft der Brüderlichkeit.«

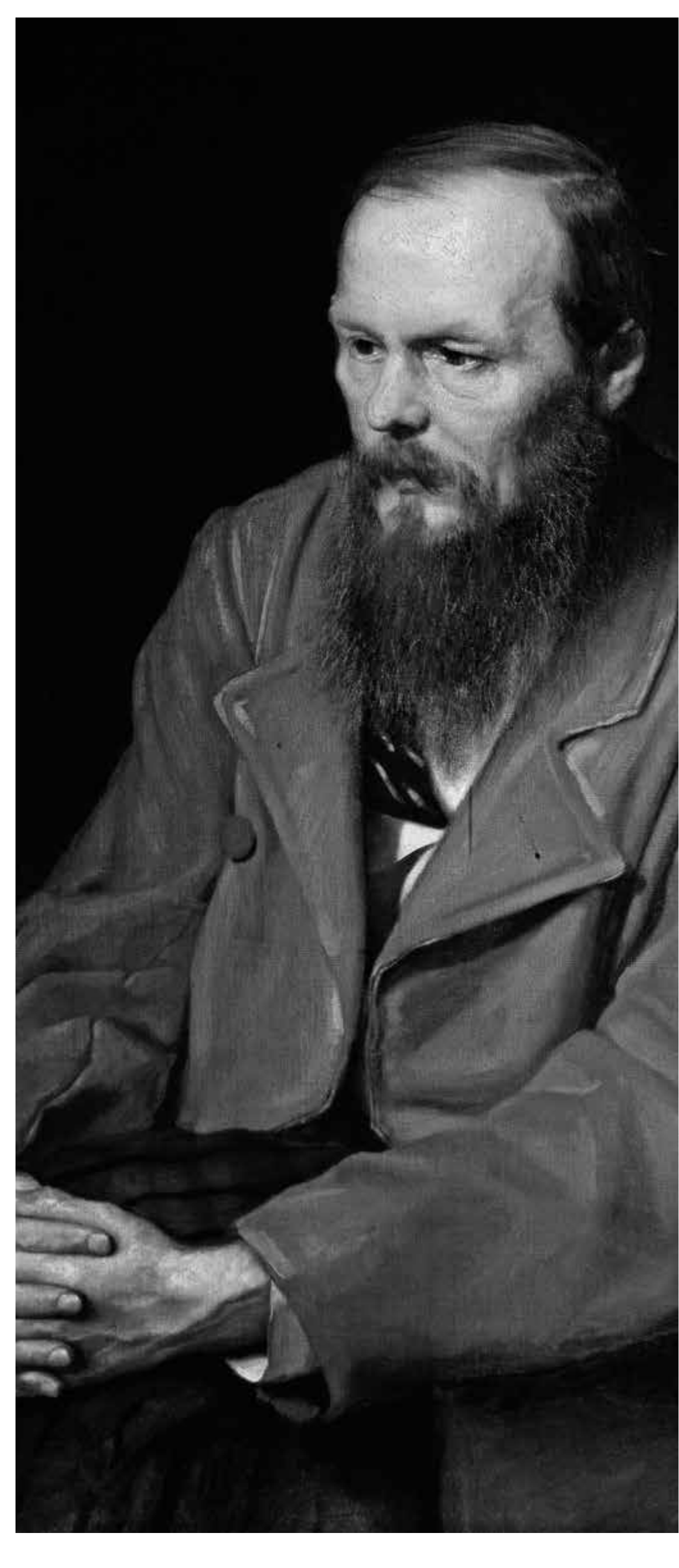
Dostojewski, Festrede zur Puschkinfeier, 1880

Damit ist das große Thema angeschlagen. Es ist eine Besonderheit der russischen Geistesgeschichte, daß Rußlands große Dichter nicht nur als Literaturschöpfer verehrt werden, sondern zugleich als sittliche Wegweiser und Lehrer. Der große Roman ist in Rußland – das keine lange eigenständige Tradition institutionalisierter, akademischer Philosophie kennt – eine philosophische Gattung. Seine größten Dichter erwerben die moralische Autorität von Propheten und Patriarchen. Dieser Rang verbindet Dostojewski mit seinem legitimen Erben im zwanzigsten Jahrhundert, Alexander Issajewitsch Solschenizyn.

Dostojewskis Wirkungsmacht auf Literaten und Denker innerhalb und außerhalb Rußlands beruht auf seiner weitreichenden, tiefschürfenden, keinen Abgrund scheuenden Gedankenwelt. Vor allem in seinen eingangs aufgezählten, in den sechziger und siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts mit seinen tiefgreifenden politischen Umwälzungen entstandenen fünf großen Romanen verwebt er mit dramatischen Polarisierun-

gen und überraschenden Wendungen eine schier unendliche Vielfalt von Charakteren, oberflächliche und überragende, Irrende und Abgeklärte. Sie transportieren keineswegs allein seine slawophilen Überzeugungen – auch der Westler, Rationalist und Liberale, der Militarist, Revolutionär, Sozialist, Anarchist und Nihilist treten authentisch und ungefiltert auf und werden in ein faszinierendes Ideenringen geschickt.

Damit hat er nicht nur die russische, sondern auch die europäische Literatur nachhaltig beeinflußt. Vor dem Hintergrund des Dostojewskischen Kosmos erscheint Thomas Manns *Zauberberg* wie ein liberaler Abklatsch. Den Naturalisten, Sozialkritikern und zeitweise sogar den sowjetischen Sozialrealisten erscheint der Dostojewski der *Armen Leute,* seines Ersterfolgs von 1846, und der Kerkeraufzeichnungen *Aus einem Totenhaus* (1862) als einer der ihren. Auf die zeitgenössischen Liberalen zielten die *Dämonen,* die die Zerstörung des gesellschaftlichen Gefüges einer Provinzstadt durch das Auftreten der »bösen Geister« (dies der Titel der Neuübersetzung von Swetlana Geier) des Nihilismus als »Verrat« schildern; das zwanzigste Jahrhundert las das düstere Gemälde des Zusammenbruchs einer Ordnung von innen als seherische Vorahnung des bolschewistischen Umsturzes, der Dostojewskis »Ohne Gott ist alles erlaubt« auf das blutigste zu bestätigen schien. Hermann Hesse sah in den *Brüdern Karamasow* eine Vorahnung des Untergangs des europäischen Geistes. Dostojewskis Gottesverständnis beeinflußte über Karl Barth die neuere evangelische Theologie. Symbolisten und Surrealisten, Existentialisten und Psychoanalytiker entdeckten in Dostojewski einen Vorläufer und Anreger. Friedrich Nietzsche, dessen Werk ohne die Abarbeitung an Dostojewskis Gottesbegriff nicht zu denken ist, notierte, der große Russe sei »der einzige Psychologe, von dem er etwas zu lernen hatte«. Dostojewski selbst hält am Ende seines Lebens fest, »man nennt mich einen Psychologen. Das ist nicht richtig. Ich bin nur ein Realist in höherem Sinne, das heißt: ich zeige alle Tiefen der Menschseele«.



Dostojewski (Porträt von Wassili Perow, 1872)

Die unmittelbare und eindringliche Authentizität, mit der er dies tut, verdankt sich nicht zuletzt intensivem, eigenem Durchleben. Der schreibende junge Leutnant der 1840er Jahre stand unter dem Einfluß des atheistischen Sozialisten Belinski und fand Zugang zum Intellektuellenzirkel des Fourier-Anhängers und Revolutionärs Michail Petraschewski. 1849 mit vierzehn weiteren »Petraschewzen« verhaftet, zum Tode verurteilt und erst auf der Hinrichtungsstätte begnadigt, durchlebte er Zuchthaus und Verbannung. Erst nach zehn Jahren wurde ihm die Rückkehr nach Petersburg gestattet. Dostojewski litt an epileptischen Anfällen wie sein Fürst Myschkin (*Der Idiot*), er versank in den Kasinos der deutschen Kurstädte in den Abgründen und Demütigungen der Sucht nach dem in Rußland verbotenen Glücksspiel. Aus einer aufstiegsbewußten Familie des kleinen Dienstadels stammend, war Dostojewski materiell dennoch nicht abgesichert wie der Graf und Gutsbesitzer Leo Tolstoi; Geldnot und der Zwang, um seine Existenz und den Unterhalt seiner Familie zu schreiben, waren häufige Begleiter. Seine angeschlagene Gesundheit veranlaßte ihn wiederholt zu Aufenthalten in den Kurorten Deutschlands und der Schweiz, deren Menschen ihm wenig behagten.

»Wir wissen jetzt, daß wir keine Europäer sein können, daß wir nicht imstande sind, uns in eine der westlichen Lebensformen zu pressen, die Europa aus seinen eigenen nationalen Prinzipien heraus geschaffen und erlebt hat, Prinzipien, die uns fremd und zuwider sind.«

Dostojewski, programmatische Äußerung zu einem Zeitschriftenprojekt, 1860

Scheinhinrichtung, Haft und Verbannung waren der Wendepunkt seiner Überzeugungen und seiner eigenen »Hinwendung zum Volk«. Aus den Intellektuellenzirkeln war er geworfen in »die unmittelbare Berührung mit dem Volk, die brüderliche Vereinigung mit ihm im gemeinsamen Unglück; die Einsicht, daß man selbst zu Volk geworden, somit gleichgestellt, ja, sogar auf seine niederste Stufe hinabgedrückt war«. Aus dem radikalen Intellektuellen wurde der Slawophile Fjodor Dostojewski, der sich zur Dreieinigkeit von Orthodoxie, heiliger Erde und russischem Volk bekennt und sich gegen jene westlerischen Intellektuellen wendet, die glaubten, »Europäer« werden zu müssen, indem sie das Eigene verachten. Vom Westen aber nicht ernst genommen, mußten sie schließlich zu Verneinern Europas und paradoxerweise zu »wahren Russen« werden. In seiner Puschkin-Rede bezeichnet er die Trennung in »Westler« und »Slawophile« als »ein einziges großes Mißverständnis, wenn auch ein historisch notwendiges«, das es zu überwinden gelte. Das westliche Europa lehne Rußland ab, weil jenes wiederum Rußlands Hinwendung zu Europa seit der Petrinischen Öffnung als Usurpation ablehne und ihm mißtraue, denn es bringe eine »andere Idee« in die Menschheit. Rußland müsse erst seine eigene Form, sein eigenes Wort finden, um anderen auf Augenhöhe zu begegnen. Russe werden heißt aber zuerst, »aufhören, sein eigenes Volk zu verachten«.

Die russische Nationalidee findet Dostojewski in der Fähigkeit zur »allmenschlichen Vereinigung«, die wiederum in der Orthodoxie begründet liege. Volk und Gott hängen für Dostojewski eng zusammen. Für Dostojewski ist das russische Volk das rechtgläubige Volk, das auch Nichtslawen einschließt. Das unterscheidet ihn von den zeitgenössischen Panslawisten – auch wenn er in seinem *Tagebuch eines Schriftstellers* (1873–1881) das Eintreten Rußlands für die orthodoxen Slawen unter türkischer Herrschaft im Balkankrieg von 1877/78 vehement begrüßt. Es unterscheidet ihn aber auch vom primär politischen Slawophilismus Danilewskis, dessen Ideen in den *Dämonen* von der Romanperson des Schatow vertreten werden.

Dostojewskis Idealisierung des einfachen russischen Menschen, des Bauern, verbindet und trennt ihn vom großen Zeitgenossen Tolstoi, dessen Meisterschaft in der Gestaltung von Charakteren er anerkennt, während er gleichzeitig Skepsis gegenüber dessen liberalen Posen und äußerlichem Reformertum durchblicken läßt. Das Vertrauen in die Kraft des Volkes hat im zwanzigsten Jahrhundert nicht nur Solschenizyn geprägt, dessen Leben und Werk viele bemerkenswerte Parallelen zu Dostojewskis aufweisen, sondern auch die schon zu Sowjetzeiten in den sechziger und siebziger Jahren einsetzende russische Bewegung »Wiedergeburt«, die sich etwa in der Erneuerung der Bauernliteratur durch die Schule der »Dorfschriftsteller« manifestiert. Nach dem Ende der Sowjetunion wurde Dostojewski zum meistverlegten russischen Autor, und im Zuge der Konsolidierung Rußlands seit Beginn des 21. Jahrhunderts finden auch seine politischen und weltanschaulichen Schriften und Gedanken wieder stärkere Resonanz.

Schon in der Rede des letzten KPdSU-Generalsekretärs Michail Gorbatschow in Krasnodar, in der dieser 1986 das russische Volk als »die letzte Zuflucht, das letzte Reservoir der Spiritualität« bezeichnete, finden sich Züge des spezifisch Dostojewskischen Messianismus. Der russische Kommunistenchef Gennadi Sjuganow bezieht sich ebenso ehrfürchtig auf Dostojewskis Vermächtnis wie die konservative Monatsschrift *Nasch sowremennik* (»Unser Zeitgenosse«), die betont, Nationen lebten aus einem großen Gefühl und einer allumfassenden Idee und nicht allein von Börsenspekulationen und der Sorge um den Rubelkurs. Und wenn der Neo-Eurasier Alexander Dugin die besondere russische Zivilisation beschwört, die weder europäisch noch asiatisch, sondern orthodox sei, und den umfassenden Charakter der Orthodoxie im Gegensatz zum ausgrenzenden westlichen Katholizismus herausstellt, ist auch das von Dostojewski eingegeben.

Die heutige, auf Dostojewskis Spuren wandelnde russische Sinnsuche jenseits einer plumpen Imitation des europäischen Westens hat ihre historische Parallele zur Wirkung des großen Russen auf das deutsche Denken im Angesicht des Zeitenbruchs und der epochalen Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg. »Wir sind Revolutionäre für etwas anderes, das wir bis jetzt selbst noch nicht wissen, aus einer eigenen Notwendigkeit

heraus, sozusagen Revolutionäre aus Konservatismus«, schrieb Dostojewski 1876 in seinem *Tagebuch eines Schriftstellers.* Thomas Mann griff das Wort 1921 auf, Moeller van den Bruck, der schon 1917 eine Edition der *Politischen Schriften* Dostojewskis eingeleitet und die 1906 bis 1922 im Piper-Verlag erschienene erste deutsche Übersetzung des Gesamtwerks durch die Livländerin Elisabeth Kaerrick (Pseudonym E. K. Rahsin) maßgeblich unterstützt hatte, machte den Begriff populär: Die deutsche »Konservative Revolution« hatte in Dostojewski nicht nur einen Namensgeber, sondern ihre Inspiration.

Fasziniert zitiert Thomas Mann in seinen *Betrachtungen eines Unpolitischen* Dostojewskis verwunderte Feststellung: »Sollte es wahr sein, daß der kosmopolitische Radikalismus auch in Deutschland schon Wurzel gefaßt hat?« Dostojewski zieht eine Linie über zwei Jahrtausende vom Widerstand des Arminius gegen die römische Invasion über das Aufbegehren Luthers gegen das Papsttum bis zu Bismarcks Kulturkampf und charakterisiert Deutschland als »das protestierende Land«. Der wesentlichste Zug dieses »großen, stolzen und eigenartigen Volkes«, das sich »niemals mit der äußersten westlichen Welt hat vereinigen wollen«, sei, daß es sich »seit dem ersten Augenblick seines Auftretens in der geschichtlichen Welt« dem universalistischen Herrschaftsanspruch Roms und seiner Erben, der katholischen Zivilisation und seiner säkularisierten Formen, der Gleichheitsideologie des Liberalismus und Sozialismus, widersetzt habe. In der »Legende vom Großinquisitor« (dem Fiebertraum des »Europäers« unter den Karamasow-Brüdern) spitzt Dostojewski diesen Herrschaftsanspruch ins Metaphysische zu, indem er zeigt, daß ein Paradies auf Erden in einen Nihilismus, in die Fänge des Antichrists führt.

Jenseits der Gehässigkeiten, die Dostojewski in Briefen und Schriften bisweilen über geldgierige Deutsche (und Schweizer) äußert, die ihm begegnet seien (Urteile, in denen man auch ein Echo eigener Erniedrigungen infolge prekärer finanzieller Verhältnisse sehen darf), jenseits auch der Idealisierung des russischen einfachen Menschen, der auch im Trunk in seinem Unglück dem – berauscht noch mehr zur Prahlsucht neigenden – Deutschen überlegen sei, hat Dostojewski also im deutschen Volk einen Seelenverwandten des russischen erkannt. Es habe zwar seine politische Einheit und einen eigenen staatlichen Organismus hergestellt, aber – wie das russische – »sein eigenes Wort« noch nicht gefunden und ausgesprochen, und sei dennoch im Herzen »immer überzeugt, daß es noch einmal imstande sein werde, dieses neue Wort zu sagen und mit ihm die Menschheit zu führen«. Deutschland, heißt es an anderer Stelle, »braucht uns nicht zu einem zeitweiligen politischen, sondern zu einem ewigen Bündnis … Zwei großen Völkern, uns und ihm, ist es bestimmt, das Angesicht der Welt zu verändern«.

Thomas Mann fand hier den Ausgangspunkt seiner Unterscheidung zwischen westlicher »Zivilisation« und deutscher »Kultur«. In der Deutung der Niederlage nach dem Weltkrieg erhielten Dostojewskis Worte einen neuen Sinn. Im *Recht der jungen Völker* bezeichnet Moeller van den Bruck Dostojewski als den »letzten politischen Denker«. Marx sei der vorletzte gewesen, er habe »in Ziffern« gedacht, Dostojewski aber denke »in Menschen«. Dostojewski habe erkannt, daß der Mensch nicht nur an ideologischen »Irrtümern des Verstandes« erkrankt sei, gegen die der Dichter mit seinem Kampf gegen Rationalismus, Liberalismus und Westlertum zu Felde zog, sondern an »Irrtümern des Herzens« als Folge der materialistischen Ideologie. In einem sozialistischen Jahrhundert sei Dostojewski der »einzige Sozialist« gewesen. Und Oswald Spengler notierte im *Untergang des Abendlandes,* Dostojewskis christlich-orthodoxem russischem Sozialismus sei es nicht um äußere soziale Verbesserungen gegangen wie dem Liberalen Tolstoi, sondern um seelische Gesundung.

Darin liegt zweifellos die Botschaft seiner Ausnahmegestalten wie der des Aljoscha Karamasow, der, äußerlich am Geschehenen unschuldig, die innere Verantwortung annimmt, um alle von der Schuld zu erlösen. Darin auch besteht letztlich die »neue, eigenständige Idee«, die Rußland nach Dostojewski der Welt zu geben habe und der der materialistische Westen ebenso mißtraut wie der Eigenart der nie ganz dazugehörenden Deutschen. Ob der Dichter recht behalten wird, wie Moeller prophezeite, mag im ungewissen liegen. Wahr bleibt Dostojewskis unerschütterliche Überzeugung: »Die Menschheit kann nicht ohne hochherzige Ideen leben.« ■

»Wir, die wir daran glauben, prophezeien beispielsweise, allein Rußland verfüge über die inneren Voraussetzungen, die gesamteuropäische Schicksalsfrage unserer minderen Brüder zu lösen, ohne Kampf und Blut, ohne Haß und Bosheit, aber sprechen werde es dieses sein Wort erst, wenn Europa bereits in seinem eigenen Blut zu ertrinken droht, weil vorher keiner in Europa unser Wort vernehmen würde, und wenn doch, dann ohne es auch nur im geringsten zu verstehen.«

Dostojewski: *Tagebuch eines Schriftstellers,* 1877

Werke:

Verbrechen und Strafe. Roman, in der Neuübersetzung von Swetlana Geier, Frankfurt a.M. 1996;

Der Spieler. Roman, in der Neuübersetzung von Swetlana Geier, Frankfurt a.M. 2011;

Der Idiot. Roman, in der Neuübersetzung von Swetlana Geier, Frankfurt a.M. 2012;

Böse Geister. Roman, in der Neuübersetzung von Swetlana Geier, Frankfurt a.M. 2012;

Die Brüder Karamasow. Roman, in der Neuübersetzung von Swetlana Geier, Frankfurt a.M. 2006;

Aufzeichnungen aus einem Totenhaus, aus dem Russischen von Hermann Röhl, Berlin/Weimar 1968;

Traum eines lächerlichen Menschen. Eine phantastische Erzählung, aus dem Russischen von Arthur Luther, Frankfurt a.M. 1995;

Tagebuch eines Schriftstellers. 1873 und 1876–1881. Eine Auswahl, aus dem Russischen von Günther Dalitz und Margit Bräuer, Berlin 2003;

Politische Schriften, aus dem Russischen von E. K. Rahsin (= *Sämtliche Werke,* 1. Abteilung, Bd. 13, hrsg. von Moeller van den Bruck), München 1920.

Sekundärliteratur:

Nikolai Berdjajew: *Die Weltanschauung Dostojewskijs,* München 1925;

Janko Lavrin: *Dostojewski,* Reinbek 1963.

Die Rückkehr der Geschichte

von Peter Kuntze

Unter der Dachzeile »US-Bomber über Mittelost« reagierte Josef Joffe, Mitherausgeber der *Zeit,* am 1. Oktober dieses Jahres mit einem Jubelschrei der Erleichterung: »USA – wieder da!« Endlich, so der gern als Pentagon-Sprecher auftretende Bellizist aus Hamburg, habe Präsident Barack Obama sein langes Zögern aufgegeben und sei in die Rolle des Weltpolizisten geschlüpft, um den Westen zu retten. Einen schnellen Sieg über die Gotteskrieger des »Islamischen Staats« (IS) werde es allerdings nicht geben, vielmehr drohe ein zeitraubender Abnutzungskrieg mit offenem Ende, denn: »Auf Al-Kaida folgte der IS, auf den IS folgt …«

Mit dieser realistisch-trüben Aussicht hat sich für die Bannerträger der transatlantischen »Freiheit« das ablaufende Jahr so deprimierend entwickelt, wie für sie das Jahr 2011 begonnen hatte. Damals waren es die völlig überraschenden Umstürze in Tunesien und Ägypten gewesen, die ihnen schmerzhaft vor Augen führten, wie sehr die jahrzehntelange Unterstützung autokratischer Folterregime durch den Westen den stets lautstark proklamierten Idealen von Freiheit, Demokratie und Menschenrechten hohngesprochen hatte. Jetzt, knapp vier Jahre später, waren und sind es die Konfliktherde Ukraine, Gaza, Syrien und Irak, die die Vertreter der »westlichen Werte« in Alarmstimmung versetzen.

So konstatierte Bernd Ulrich, Vize-Chefredakteur der *Zeit,* unter der Überschrift »Verwirrte Welt« am 18. August: »Die Welt ist aus den Fugen, wie sie es seit Jahrzehnten, vielleicht seit siebzig Jahren, nicht war.« Und Stefan Kornelius, Ressortchef Außenpolitik der *Süddeutschen Zeitung,* sprach nahezu zeitgleich von einer »haltlosen Welt … Das internationale Ordnungsgefüge aus der Zeit nach dem Kalten Krieg hat sich endgültig überlebt.«

»Die Geschichte verläuft nicht so glatt und klar, wie die humanistische Betrachtung wähnt: weil die Entgegensetzung in der Natur der Dinge liegt. Es gibt keinen endgültigen Sieg.«

Alfred Baeumler

Ihre gemeinsame Diagnose war eindeutig: Die beklagenswerte Lage, so der Befund der Vertreter des wöchentlichen und des täglichen Leitorgans des deutschen Linksliberalismus, sei auf die Schwäche des Westens zurückzuführen. Gleichwohl sprach Kornelius sich und den Seinen Mut zu: »Im ewigen Ringen um eine gerechte und stabile Ordnung hat trotz all seinen Unzulänglichkeiten das westliche System – Rechtsstaatlichkeit, Demokratie, Marktwirtschaft – eine nicht zu schlagende Attraktivität entwickelt. Wer dieses System festigt und beschützt, der wird die friedliche Welt an seiner Seite wissen.«

Ganz so schnell mochte Bernd Ulrich nun doch nicht über die Sünden der jüngsten Vergangenheit hinweggehen. Die neue Schwäche des Westens, so sein Memento, bedeute ja keineswegs, daß er seine alte Arroganz schon durchgehend abgelegt habe: »Wie westliche Staatschefs in den letzten fünfzehn Jahren das Völkerrecht gebogen, teils gebrochen haben, welche Kriegsbegründungen sie gegeben und welche Bündniswechsel sie vollzogen haben, das war schon atemberaubend. Diese Hypothek muß endlich ausgesprochen und angenommen werden, neu handlungsfä-

hig wird der Westen nur eingedenk dieser Schuld, nicht indem er sie beschweigt.«

Was Linksliberale so verstört und bis ins Mark getroffen hat, ist die Rückkehr der Geschichte – als kulturell-religiöses und als geopolitisches Phänomen. So wie Chinas machtvolles Erscheinen auf der weltpolitischen Bühne vorhersehbar war, so konnten nur Träumer davon ausgehen, mit dem Untergang des Sowjetimperiums sei das »Ende der Geschichte« (Francis Fukuyama) im Sinne eines dauerhaften und letztgültigen Triumphes des Westens gekommen. Schon die seit seiner Gründung unsichere Existenz Israels, das über Jahre kontinuierliche Erstarken des islamischen Fundamentalismus und die stets virulente Kurden-Frage konnten jedem Beobachter zeigen, daß viele Konflikte aus einer Vergangenheit rühren, die quasi »unerledigt« ist, auch wenn mancher sie in der »Mottenkiste der Geschichte« wähnte und längst verdrängt hatte.



In diese Kategorie gehört auch die Ukraine-Krise. Sie begann Ende 2013 mit dem Angebot eines EU-Assoziierungsabkommens, entwickelte sich nach dem Sturz des demokratisch gewählten Präsidenten Viktor Janukowitsch durch die Demonstranten des Kiewer »Euro-Maidan« im Februar 2014 zu einem Bürgerkrieg und gipfelte schließlich in der bis heute andauernden Konfrontation zwischen Rußland und dem Westen, weil Moskau die Krim annektierte und in der Ostukraine die prorussischen Separatisten unterstützt. Was die *Süddeutsche Zeitung* am 30. August unter der Überschrift »Zurück in dunkle Zeiten« geißelte, war auch in diesem Fall nichts anderes als die Rückkehr der bis in die Gegenwart reichenden Geschichte: Im ersten russisch-türkischen Krieg (1768–1774) sicherte sich das Zarenreich unter Katharina der Großen mit der Eroberung der Krim erstmals den Zugang zu einem »warmen Meer« – ein schon von Peter I. angestrebtes Ziel. Die Türken wurden vom Dnjepr bis zur Donau zurückgedrängt. Als »Neurußland« (Noworossija) gliederte Katharina die Gebiete im Süden und Osten der heutigen Ukraine ihrem Reich ein und ernannte Fürst Grigori Potjomkin zum Generalgouverneur. Der Vertraute der Zarin sorgte für die Besiedlung der fruchtbaren, aber fast menschenleeren Steppe durch Bauern und Leibeigene sowie durch die Anwerbung ausländischer Kolonisten. Städte wurden gegründet – mit Werften und Häfen für die entstehende Schwarzmeer-Flotte (Cherson, Sewastopol). 1802 wurde Noworossija eine Provinz des Zarenreiches und blieb bis 1917 integraler Bestandteil Rußlands. Erst die Bolschewiki traten die Region an die 1919 neugebildete »Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik« ab – warum, das wisse »nur Gott«, erklärte Präsident Putin im April 2014. Genauso schleierhaft sei nicht nur ihm das Motiv des damaligen sowjetischen Parteichefs Nikita Chruschtschow, der 1954 die Halbinsel Krim seiner ukrainischen Heimat zum Geschenk machte. Auch dies, so Putin, sei ein »historischer Fehler« gewesen, denn in beiden Gegenden – sowohl in der heutigen Ostukraine als auch auf der Krim – seien die Menschen tief mit dem russischen Staat verwurzelt.

Und in der Tat: Nach dem zweiten russisch-türkischen Krieg (1787–1791) hatte sich die Türkei offiziell mit dem Anschluß der Krim an das Zarenreich einverstanden erklärt und das Gebiet zwischen dem südlichen

»In der Geschichte war der Irak immer eine Landschaft. Für orientalische Geographen und Reisende gab es seit Menschengedenken den ›Irak adschami‹, das westpersische Bergland, und den ›Irak arabi‹, das arabische Mesopotamien. Ein Staat Irak existierte nie, bevor ihn seine westlichen Geburtshelfer ins Leben riefen … Das Sykes-Picot-Abkommen zwischen London und Paris hatte Mossul den Franzosen zugeteilt. Doch schon nach einem Friedensjahr erreichten die Briten, daß Mossul und sein Erdöl ihnen übergeben wurden. Frankreich erhielt dafür ›freie Hand‹ in Syrien und Libanon. ›Einen Preis aus einem Märchenland, größer als in unseren kühnsten Träumen‹, nannte Winston Churchill das Petroleum.«

Rudolph Chimelli: »Irak – Tod eines Staates«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 13. August 2014.

Bug und dem Dnjestr an Rußland abgetreten. Dort gründete Katharina II. 1794 die Hafen- und Handelsstadt Odessa. Nun war das nördliche Ufer des eisfreien Schwarzen Meeres endgültig gewonnen und die natürliche Grenze im Süden erreicht und dauerhaft gesichert. Das Recht der freien Schiffahrt ins Mittelmeer hat sich Moskau seitdem nicht mehr streitig machen lassen. Aus wirtschaftlichen und militärstrategischen Gründen ist dies auch für das aus der Konkursmasse der Sowjetunion wiedererstandene Rußland von existentieller Bedeutung. Man muß daher kein »Putin-Versteher« sein, um zu erkennen, daß EU und NATO die Ukraine – ein historisch labiles Gebilde, das erst 1991 zur staatlichen Unabhängigkeit fand – als nützliches Werkzeug benutzen, um Moskau zu schwächen und das Einflußgebiet des Westens zu erweitern.

Auch im Nahen Osten hat die Rückkehr der Geschichte in diesem Jahr zu unabsehbaren Folgen geführt. Welch verhängnisvolle Rolle Großbritannien dort gespielt hat, räumte der damalige Außenminister Jack Straw im November 2002 in einem Gespräch mit dem *New Statesman* ein: »Die krummen Grenzen wurden von den Briten gezogen. Die Balfour-Deklaration und eine Reihe ihr widersprechender Garantien gingen an Palästinenser und Israelis gleichzeitig. Das ist eine interessante Geschichte, wenn auch keine unbedingt ehrenhafte.« Straws »krumme Grenzen« spielten auf das Sykes-Picot-Abkommen vom 16. Mai 1916 an. In dieser geheimen Übereinkunft hatten die Regierungen Großbritanniens und Frankreichs ihre kolonialen Interessengebiete nach der Zerschlagung des Osmanischen Reichs im Ersten Weltkrieg festgelegt. Inhaltlich stand das Abkommen jedoch im Widerspruch zum Briefwechsel zwischen dem Emir des Hedschas und dem britischen Hochkommissar in Ägypten. Während in jener Hussein-McMahon-Korrespondenz der Jahre 1915/16 den Arabern die Unterstützung Londons im Fall eines Aufstands gegen das Osmanische Reich zugesagt und die Anerkennung einer anschließenden arabischen Unabhängigkeit in Aussicht gestellt wurde (»Lawrence von Arabien«), teilten Frankreich und Großbritannien statt dessen weite Teile des arabischen Territoriums unter sich auf. Innerhalb der jeweiligen Einflußzonen gründeten sie ohne Rücksicht auf historische Religions- und Stammesgrenzen Kunststaaten wie Jordanien, Irak, Syrien und Libanon.

Was Frankreich (das Land der Menschenrechte) und England (die älteste konstitutionelle Monarchie) in der Phase ihres globalen Imperialismus hinterlassen haben, sind »eingefrorene« Konflikte, die jetzt unter veränderten Bedingungen aufbrechen. So knüpft die Bewegung »Islamischer Staat« (IS), jahrelang mit Geldern aus den westlichen Bündnispartnern Katar und Saudi-Arabien finanziert, an die vorkoloniale Epoche an und will zunächst zwischen Mittelmeer und Euphrat nach dem Vorbild Mohammeds ein Kalifat, einen sunnitischen Gottesstaat, errichten. Innerhalb von fünf Jahren, so IS-Anhänger, solle jedes Territorium, wo derzeit Muslime leben oder früher gelebt haben, zum künftigen Kalifat gehören: halb Asien, drei Viertel Afrikas, Teile Osteuropas und Andalusien. In der Hoffnung, durch die gewaltsame Beseitigung diktatorischer Regime im Irak und in Libyen die »Demokratisierung« des Orients in die Wege leiten zu können, haben die westlichen Staaten, allen voran die USA, statt dessen die Büchse der Pandora geöffnet und die Uhr der Geschichte zurückgedreht. Als Verbündete im Kampf gegen die fundamentalistischen IS-Milizen dürfen sich daher mittlerweile auch die rund 40 Millionen Kurden Hoffnung auf einen eigenen Staat machen; entgegen anderslautenden Versprechungen war ihr Siedlungsraum nach dem Ersten Weltkrieg dem Iran sowie den neuen Staaten Irak, Syrien und der modernen Türkei Atatürks zugeschlagen worden.

Israel wiederum, von den meisten Arabern und Muslimen bis heute als britisch-amerikanischer Stachel im eigenen Fleisch empfunden, muß selbst im 66. Jahr nach seiner Gründung noch immer um die Wahrung der staatlichen Existenz kämpfen. Als die zionistische Bewegung Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts entstand, machten die Juden allenfalls drei Prozent der Bevölkerung Palästinas aus. Als Folge der Balfour-Deklaration von 1917 wuchs die jüdische Einwanderung unter dem britischen Protektorat indes lawinenartig an. Der Teilungsplan der Vereinten Nationen von 1947 wies den damals 600000 Juden 55 Prozent des Territoriums zu, den 1,2 Millionen Palästinensern jedoch, die seinerzeit noch

Schreiben des britischen Außenministers Arthur Balfour vom 2. November 1917 an Lord Rothschild:

»Ich habe das Vergnügen, Ihnen im Namen der Regierung Seiner Majestät die folgende, dem Kabinett unterbreitete und von ihm gebilligte Sympathie-Erklärung mit den jüdisch-zionistischen Bestrebungen zu übermitteln: ›Die Regierung Seiner Majestät steht der Errichtung einer Nationalen Jüdischen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina mit Wohlwollen gegenüber – unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß nichts geschieht, was die bürgerlichen und religiösen Rechte der bereits in Palästina bestehenden nichtjüdischen Gemeinden oder die Rechte und den politischen Status der Juden in irgendeinem anderen Land beeinträchtigt.‹ Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie diese Erklärung dem Zionistischen Bund zur Kenntnis bringen würden.«

In: Michael Comay: *Der Zionismus. Entstehung, Fakten, Hintergründe,* Neuhausen-Stuttgart 1985.

Eigentümer von 94 Prozent des Landes waren, lediglich 45 Prozent. Eine Lösung des Konflikts ist illusorisch, solange Israel seine völkerrechtswidrige Siedlungspolitik im 1967 besetzten Westjordanland sowie im annektierten Ost-Jerusalem fortsetzt und die USA dieses Vorgehen mit ihrem Veto im Weltsicherheitsrat decken.

Für die Vertreter des Linksliberalismus hat die Rückkehr der Geschichte auch innenpolitisch unerwartete Folgen: Die aufbrechenden Konflikte haben in Europa vielerorts zu einer längst überwunden geglaubten Ausdifferenzierung der jeweiligen Gesellschaften auf kulturellem, religiösem und politischem Gebiet geführt, was der egalitaristischen Eine-Welt-Ideologie vehement widerspricht. So beklagte Ulrich Beck, Leiter eines Forschungsprojekts zum »Methodologischen Kosmopolitismus«, auf dem Höhepunkt des jüngsten Gaza-Krieges, daß dieser in europäischen Städten seinen Widerhall finde: »Wir – viele Deutsche und andere Europäer – setzen deutsche, französische, italienische Juden mit Israelis gleich. Plötzlich werden die Nachbarn wieder zu Juden und damit zu Ausländern im eigenen Land.« Der Soziologe Beck vergaß zweierlei zu erwähnen: erstens, daß sich nicht nur in Deutschland die offiziellen Repräsentanten der jüdischen Gemeinden mit Israel identifizierten und seinem militärischen Vorgehen die uneingeschränkte Solidarität bekundeten, sowie zweitens, daß es in der überwiegenden Mehrzahl zugewanderte Muslime waren, die ihrem antijüdischen und antiisraelischen Haß freien Lauf ließen.

Die importierten Kriege und Bürgerkriege, ob national oder religiös motiviert, lassen die Integrationshoffnungen und Bereicherungsträume der Kosmopoliten und Multikulturalisten als Farce erscheinen. Für die weitgehend ungeregelte Zuwanderung dürfte die Grenze des Sozialverträglichen somit bald erreicht sein; auf anderen Gebieten hat die Liberalität zu einer Bindungslosigkeit geführt, an deren Ende die Auflösung der Gesellschaft stehen wird. Auf diesen Irrweg wies Präsident Putin in einer Rede am 30. September 2013 hin: »Viele euro-atlantische Länder … verleugnen ihre moralischen Prinzipien und alle traditionellen Identitäten: nationale, kulturelle, religiöse und sogar sexuelle. Sie machen eine Politik, die große Familien gleichstellt mit homosexuellen Partnerschaften, den Glauben an Gott mit dem Glauben an den Teufel.« Der eingangs zitierte Bernd Ulrich schleuderte Putin und seinesgleichen entgegen: »So schwul, so libertär, so säkular – und dabei nach wie vor ökonomisch so erfolgreich, das können sie nicht fassen. Die Vorstellung, daß die westlichen Gesellschaften nicht trotz ihrer Toleranz, ihrer Pluralität, ja ihrem ganzen verweichlichten Gehabe so erfolgreich sind, sondern eben deshalb, die ist ihnen komplett wesensfremd.« Angesichts des in den USA, besonders aber in EU-Europa seit Jahren zu beobachtenden wirtschaftlichen und politischen Niedergangs zeugt Ulrichs Philippika von einem erstaunlichen Realitätsverlust.

Die Attitüde, unliebsame Erscheinungen zu verleugnen oder sie als lediglich soziale Probleme zu bemänteln, die man mit beherztem Griff in staatliche Kassen lösen kann, ist die Konsequenz eines illusionären Welt- und Menschenbildes. In Abwandlung des berühmten Gastarbeiter-Zitats von Max Frisch ließe sich sagen, die Eine-Welt-Ideologen rufen nach Menschen, aber es kommen Iraner, Syrer, Türken, Roma, Schiiten, Sunniten, Salafisten, Kopftuchträgerinnen, Verfechter von Blutrache, Ehrenmorden etc. Der »Mensch«, abstrahiert von seiner genetischen, ethnischen, geschichtlichen und soziokulturellen Herkunft, ist bloße Fiktion, eine abstrakte Gattungsbezeichnung und Hülle ohne Inhalt – gemäß der Sentenz des französischen Staatsrechtlers Joseph de Maistre, der schon vor 200 Jahren erklärte, noch nie habe er einen »Menschen« getroffen, sondern immer nur Italiener, Franzosen, Russen oder Engländer. Einmal mehr lehrt die Rückkehr der Geschichte, daß nicht das ihr 1989/90 prophezeite Ende auf der Tagesordnung steht, sondern ein Kampf der Kulturen, der durch eine verfehlte Politik jetzt auch inmitten der euro-atlantischen Gesellschaften droht. ■

Literaturhinweise:

Ulrich Beck: »Die Globalisierung des Antisemitismus. Wie jetzt aus Nachbarn Juden, Ausländer, Haßobjekte werden«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 11. August 2014;

Cathrin Kahlweit: »Der Traum von ›Neurußland‹ – Abermals verwendet Putin jenen Ausdruck, der auf ein Drittel der Ukraine abzielt und offenbar sein Eroberungsziel umreißt«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 30. August 2014;

Stefan Kornelius: »Die Welt-Erschütterer«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 16. August 2014;

Reinhold Neumann-Hoditz: *Katharina die Große,* Reinbek 1993;

Eugene Rogan: *Die Araber. Eine Geschichte von Unterdrückung und Aufbruch,* Berlin 2012;

Tom Segev: *Die ersten Israelis. Die Anfänge des jüdischen Staates,* München 2008;

Günther Stökl: *Russische Geschichte,* Stuttgart 1990;

Peter Scholl-Latour: *Der Fluch der bösen Tat. Das Scheitern des Westens im Orient,* Berlin 2014;

Bernd Ulrich: »Von Kriegen umzingelt – was sollen wir tun?«, in: *Die Zeit,* Nr. 36 vom 28. August 2014;

ders.: »Die Welt ist verrückt – und was machen wir? Die Vielzahl der Krisen bringt den Westen ins Wanken«, in: *Die Zeit,* Nr. 36 vom 28. August 2014.

Permanente Emanzipation und säkulare Sabotage

von Thomas Bargatzky

Das Schreiben von Vizepräsidentin Kerry Compton kam am 22. Dezember 2007. Den Studentinnen Kandy Kyriacou und Ojoma Omaga wurde für den Fall der Wiederholung ihres »störenden und beleidigenden« Verhaltens die Exmatrikulation vom College of Alameda in Kalifornien angedroht. Was war das Vergehen der jungen Frauen? Hatten sie jemanden attackiert? Unflätig beschimpft? Eigentum der Universität zerstört? Nichts dergleichen. Eine Professorin war während der Weihnachtszeit erkrankt. Die beiden Studentinnen beteten für sie auf dem Campus. Ein Dozent war außer sich und alarmierte die Hochschulleitung, die sich aufgerufen sah, gegen derlei Umtriebe ein Zeichen zu setzen, da sie gegen den Verfassungsgrundsatz der Trennung von Kirche und Staat verstießen.

Solche Geschichten sind kein Einzelfall mehr im euro-amerikanischen Kulturkampf der Eliten. Garilyn Brune malt ein Bild, auf dem dargestellt wird, wie ein Priester an Jesus Fellatio betreibt. Mit dieser Arbeit gewinnt der Künstler 1995 den »Emerging Erotic Artist Contest« der »Tom of Finland Foundation«. – Eine obskure Gruppe junger Frauen in Rußland, die sich den Namen »Fotzen-Aufstand« (Pussy Riot) zugelegt hat, dringt in Moskaus Christ-Erlöser-Kathedrale ein und schreit Parolen wie »Die Kirche ist die Scheiße Gottes«. Westliche Journalisten machen aus der Gotteslästerung und der Beleidigung der Gläubigen ein »Punk-Gebet« oder ein »Protestlied«, und die Lutherstadt Wittenberg schlägt vor, den Frauen den Lutherpreis zu verleihen. – Ein evangelischer Pfarrer in Mainz lädt zum »erotischen Abendmahlsgottesdienst« ein. Der *Süddeutschen Zeitung* teilt er vorab mit, er werde dabei auch die Worte »ficken« und »poppen« verwenden.

»Wir können vernünftigerweise nicht annehmen, der Natur entkommen zu können.«

Robert Spaemann

Patrick Buchanan sieht in dergleichen ein Zeichen für den »Tod des Westens«, dessen wirtschaftliche und militärische Vormachtstellung derzeit noch seine innere Schwäche überspiele. In der Tat: Wir werden zu Zeugen eines welthistorisch einzigartigen Kampfs der Eliten einer ganzen Zivilisation gegen die eigenen kulturellen, sozialen, historischen, institutionellen und moralischen Grundlagen. Er ist das Resultat von drei großen Emanzipationen im Verlauf der vergangenen 1600jährigen abendländischen Geschichte, in denen mentale und soziale Verhältnisse untrennbar miteinander verwoben sind: die cartesianische Emanzipation des Erkennens von den sozialen Verhältnissen um 1600, die Emanzipation von der alten politischen Ordnung mit Aufklärung und bürgerlicher Gesellschaft als mentalem und sozialem Komplement im 18. Jahrhundert, und zuletzt die Radikalemanzipation im Gefolge der kulturellen Revolution und des Kampfes um die kulturelle Hegemonie, der nach dem Ende des Ersten Weltkrieges einsetzte und bis heute andauert.

Betrachten wir zunächst den äußerlichen Verlauf der abendländischen Geschichte als Grundgerüst, auf das anschließend die drei großen Emanzipationen gleichsam aufgetragen werden:

Am 25. August 410 wurde Rom von den Goten unter Alarich erobert, geplündert und in Brand gesetzt, die Stadt, die seit der Zeit des Augustus »ewige Stadt« war und auch nach der Gründung Konstantinopels noch das Sinnbild des Imperiums blieb. Als religiöses und politisches Zentrum des Reiches galt Rom als unbesiegbar. Nachdem das Christentum im Jahre 380 zur offiziellen Lehre Roms geworden war, hatten die Christen sich diese Rom-Idee zu eigen gemacht. Die Vertreter der sogenannten »Reichstheologie« verstanden Rom als Werkzeug des göttlichen Heilsplans. Im christlichen Rom sah man die Gottesherrschaft verwirklicht, von der Jesus gesprochen hatte. Die Eroberung und Brandschatzung Roms zerstörte daher nicht nur den Glauben an die Unbesiegbarkeit Roms, sondern auch die Idee der Heilsträgerschaft der nun nicht mehr »ewigen Stadt«. Es war nun nicht mehr möglich, in menschlichen Institutionen und geschichtlichen Ereignissen Gottes Heilsplan nachzuspüren.

Die tiefe Verstörung jener Zeit wurde durch den Kirchenlehrer Aurelius Augustinus überwunden. Er stellte der Reichstheologie seine Lehre von den zwei Reichen entgegen: *civitas dei* und *civitas terrena*. Als wahre Kirche und wahres irdisches Reich sind diese Idealbilder mit keiner konkreten Gesellschaftsform identisch. Im Mittelalter wurde das philosophisch-theologische Konzept der beiden Reiche jedoch auf die historische Realität von Papstkirche und Kaiserreich übertragen. Der Investiturstreit (1075–1122) endete zwar mit dem Sieg des Papsttums, der freilich ein Scheinsieg war. Schon im sogenannten »Weistum von Rhense« (1338) erklärten die Kurfürsten, daß die Zustimmung des Papstes zur Kaiserwahl nicht mehr nötig sei. So begann im Jahre 410 der für Europa so charakteristische Sonderweg der fortschreitenden Emanzipation der weltlichen Macht von der geistlichen Autorität, der immer stärker werdenden Trennung von Kirche und Staat. Staat und Reich erhoben erfolgreich den Anspruch auf eigene Würde und göttliche Legitimation. Die kontinuierliche Auseinanderentwicklung von Kirche und weltlicher Macht drückt sich in den drei großen Emanzipationen aus, die schließlich in die Autonomie des Individuums und die Säkularisierung einmündeten.

Europa wurde ursprünglich durch zwei große philosophische Richtungen geprägt: Platonismus und Cartesianismus. Der Platonismus geht von einer feststehenden, stabilen, normativen Realität aus, aus der sich Wissen und Moral legitimieren lassen. Er ist der höchste Ausdruck der in Kasten oder Stände gegliederten Agrargesellschaft, die auf Stabilität und Kontinuität Wert legt. Das Wissen der Kenner, Wissenden und Weisen entspringt dem innersten Wesen der Welt, das als stabil und endgültig vorausgesetzt wird. Das Zusammenwirken der geistlichen und weltlichen Macht bei der Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Stabilität wird bejaht. All dies läßt den Platonismus, gleich dem Konfuzianismus, als eine hochkulturliche Weiterentwicklung der im Ursprung tribalen Ethik der konzentrischen Ordnung erscheinen.

»All das ermöglicht natürlich dem Platonismus seine Verschmelzung von Tatsachenfeststellungen mit Wertvorstellungen, seine konzertierte Stützungsaktion für die hierarchischen Gliederungen im Bereich von Gesellschaft, Moral und Erkenntnis. Diese Fähigkeit verbindet ihn mit den einfacheren gemeinschaftsorientierten Religionen auf Ritualbasis, auch wenn er sein Ziel mit ausgeklügelteren und abstrakteren Mitteln erreicht«

Ernest Gellner: *Pflug, Schwert und Buch,* S. 136f.

Im Rahmen des christlichen Monotheismus behielt das Erkennen bis zum Anbruch der Neuzeit noch ein platonisches Gepräge, insofern die Welt als Werk des transzendenten Gottes das Wesen ihres Schöpfers reflektierte. Das Christentum dachte sich Gott als rational, ansprechbar und verläßlich. Die Welt besitzt demgemäß eine stabile Struktur, folgte ihren von Gott verliehenen Gesetzmäßigkeiten, die dem menschlichen Verstand zugänglich sind. Sie lädt den Menschen geradezu ein, ihrer Struktur erkennend nachzuspüren. Aus diesem Grunde war die mittelalterliche Kirche – beständigen Vorurteilen zum Trotz – jahrhundertelang die größte Förderin der Wissenschaften.

Der individualistisch und egalitär geprägte Cartesianismus, die erste große Emanzipation, trat beim Übergang von der agrarisch geprägten Gesellschaftsordnung zur Neuzeit in Erscheinung. Die moderne Gesellschaft, die sich damals formierte, war eine Gesellschaft der Konkurrenz im Zeichen der postagrarischen Entfaltung der Produktivkräfte und der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise. Sie existierte »durch und durch für einen anhaltenden und fortlaufenden Zuwachs an Erkenntnis und Wirtschaftskraft« (Gellner, S. 135). Es paßte zur inneren Verfassung dieser Epoche, daß der Zugang zum Wissen nicht mehr einer bestimmten Klasse oder Kaste vorbehalten war. Es ist daher nur folgerichtig, daß René Descartes seinerzeit die Emanzipation der Erkenntnis von den gesellschaftlichen Verhältnissen propagierte. Das Erkennen sollte keiner

bestimmten Kultur, keiner politischen Macht, keinem bestimmten Stand mehr vorbehalten bleiben, sondern seinen eigenen Gesetzen folgen. Die Erkenntnisprinzipien sind Sache des einzelnen, nicht des Kollektivs. Die neue Zeit benötigte gleichsam jeden Kopf. Der Cartesianismus vertritt auf dem Feld der Erkenntnis gleichsam einen Robinson-Crusoe-Standpunkt, wie Gellner treffend formuliert (S. 139). Das unterscheidet ihn auf das schärfste vom Platonismus, der im Menschen ein soziales Wesen sieht, das beim Erkennen, wie bei allen anderen Dingen des Lebens, nur im Verein mit anderen tätig sein kann. Bei Descartes hingegen sind die Kriterien soliden Wissens unabhängig von der Struktur der Welt, auch der sozialen, sie gehen ihr voraus. Er setzt damit den entbundenen Intellekt einer Welt des Wachstums der Innovation und des permanenten allseitigen Fortschritts aus, der in Aufklärung und Säkularisierung einmündet.

Dem sozial entbundenen Erkennen des modernen Menschen entspricht die Entbindung von Kapital und Arbeit, als »Religion des Alltagslebens« (Karl Marx), aus den sozialen Verhältnissen, in die sie noch im mittelalterlichen Zunftwesen eingebunden waren. Das emanzipierte europäische Individuum kannte auch räumlich keine Grenzen mehr – vom 16. bis zum 19. Jahrhundert hat Europa den größten Teil des Erdballs kolonisiert.



Traditionelle russische Antwort: Ein Kosak beendet den »Fotzen-Aufstand« in Sotschi mit einer Pferdepeitsche (Februar 2014)

Die zweite große Emanzipation galt nicht allein dem Erkennen, sondern löste das Individuum aus seinen überkommenen sozialen Bindungen und Traditionen. Mit der amerikanischen Unabhängigkeit, der Französischen Revolution und der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches verlor ferner die Religion ihre Rolle als herrschaftslegitimierende Instanz. Staat, Nation und Herrschaft legitimierten sich nicht mehr durch die Rückbindung an Gott, Kirche und Religion, sondern durch die Leitidee der Volkssouveränität, auch wenn im protestantisch geprägten Europa noch einige Zeit die Vorstellung vom Gottesgnadentum des Herrschers weiterbestand. Der moderne Nationalstaat, der sich nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges herausbildete, war das kollektive Sicherheitsnetz, das den einzelnen vor dem Sturz in Nihilismus und Hedonismus, Vereinzelung und soziale Anomie bewahrte. Er ist zwar auf den individuellen Freiheitsrechten gegründet, nicht auf Gruppenrechten, aber die Einbindung des Individuums in die Familie war immer noch eine Leitidee, und die Trennung von Religion und Staat stellte nicht die Religion als Garanten der Moral in Frage. Das christliche Erbe verlor seine Rolle als Wertevermittler und Lebensgestalter nicht, Religion und Konfession wurden zwar zur Privatsache, waren aber nach wie vor für die moralische Grundierung von Staat und Gesellschaft unersetzlich.

In der sich im 18. Jahrhundert herausbildenden bürgerlichen Gesellschaft war nicht mehr das Gemeinwesen, sondern die Seele die Arena religiöser Bewährung. Die Religion wurde im Gefolge der Aufklärung zur Privatsache, einer Angelegenheit des Gefühls, der Vernunft und des inneren Ringens um individuelle Erlösung. Aber auch diese Münze hat zwei Seiten: Was geschieht, wenn der innere Ruf nach dem göttlichen Du unge-

hört bleibt, wenn das Erkennen nicht mehr am innersten Wesen der Realität festmachen kann? Dann verfällt der vereinzelte einzelne der »Melancholie« und zieht sich in das Biedermeier seines »Weltinnenraums« zurück, er sucht die Erlösung in der Exotik des anderen oder stürzt sich in den Aktivismus der großen Ideologien. Die teleologischen Vorstellungen vom Reich Gottes am Ende der Zeiten und dem endgültigen Sieg über das Böse wurden, säkular-materialistisch umgedeutet, zum Glauben an ein mit naturgesetzlicher Notwendigkeit heraufziehendes diesseitiges Paradies als Ziel der Geschichte, von der Rasse oder, wie im Sowjetkommunismus, von der Klasse getragen.

Die dritte große Emanzipation ist eine Folge des Ersten Weltkriegs. Die Erwartungen der sozialistischen und kommunistischen Revolutionäre wurden bekanntlich bitter enttäuscht, da sich die Arbeiter mit ihrer Nation identifizierten und sich nicht mit ihren ausländischen Genossen im Klassenkampf vereinigten. Während der Sowjetkommunismus auf die Entwicklung des Nationalstaates als notwendigen Schritt auf dem Weg zur klassenlosen Gesellschaft setzte, riefen im Westen Intellektuelle wie Antonio Gramsci, Georg Lukács und die Mitglieder der »Frankfurter Schule« den Kampf um die kulturelle Hegemonie aus. Christentum und abendländische Kultur machten die Arbeiterschaft gegen revolutionäres Gedankengut immun, also mußte man sie beseitigen. Die »counterculture« in den USA der 1960er Jahre – gegen Religion, Kirche, Familie, bürgerliche Gesellschaft und Kultur, Nation und Staat – ist ein Resultat des Kulturkampfes, der sich über die gesamte westliche Welt verbreitete. Sie ist ein später Reflex der radikalemanzipatorischen Rhetorik des jungen Marx, der 1843 in seiner Schrift *Zur Judenfrage* gegen die bürgerliche Gesellschaft polemisierte: »Der Mensch wurde … nicht von der Religion befreit, er erhielt die Religionsfreiheit. Er wurde nicht vom Eigentum befreit. Er erhielt die Freiheit des Eigentums. Er wurde nicht von dem Egoismus des Gewerbes befreit, er erhielt die Gewerbefreiheit«. Das Individuum wird sich selbst Menschheit, und da »die Menschheit nichts Größeres mehr außer sich sieht, muß sie sich selbst umarmen und ihr immer schon wahnhaftes Glücksverlangen von sich selbst erwarten« (Arnold Gehlen). Aus allem, was diesem Selbstgenuß im Wege steht, wird das Individuum herausemanzipiert, der Mensch wird Gattungswesen.

Die permanente Emanzipation war ein Faktor des Aufstiegs des Westens zur Weltmacht, sie ist aber auch einer der Gründe seines unaufhaltsamen Niedergangs, da sie, als Radikalemanzipation, vor nichts mehr haltmacht. Einmal in Gang gesetzt, war der Emanzipationsprozeß nicht mehr zu stoppen. Er hat die Freiheit erlangt, sich durch säkulare Sabotage gegen die Grundlagen jener Zivilisation zu richten, der er diese Freiheit verdankt. Wer sind jedoch die Nutznießer des Kulturkampfes?

Welche Ironie: Seit dem Ende des Kalten Krieges versucht die westliche Führungsmacht USA, ihren Anspruch der Schaffung einer Welt nach dem Vorbild Amerikas durch Dollar-Hegemonie, »Farben-Revolutionen« (Georgien, Ukraine) und militärische Machtprojektion durchzusetzen. Der Kulturkampf wurde gleichsam von der Wall Street gekapert, nur haben Antifa und Kulturlinke das noch nicht begriffen. Die Destruktion der moralischen, spirituellen und sozialen Grundlagen der westlichen Zivilisation führt nämlich nicht in ein Arbeiter-und-Bauern-Paradies, sondern in den sozialen Wärmetod der von Wall Street kontrollierten »One World«.

Der Westen, der die Reichtümer der Welt in den Händen hält, sich aber nicht mehr reproduziert und seine geistigen und moralischen Grundlagen zerstört, hat wohl langfristig keine Überlebenschance. Durch den Traditionsbruch in der Liturgie der nachkonziliaren Ära und die Austrocknung der gottesdienstlichen Formen geschwächt, fehlt auch der katholischen Kirche die Kraft, der säkularen Sabotage entgegenzutreten. In die räumliche und geistige Leere, die diese Sabotage schafft, treten andere Völker ein. Und andere Religionen. Und alles, weil eine durch die Medienmacht der Eliten eingeschüchterte Mehrheit es nicht wagt, sich zu wehren.

Zurück zum Anfang: Die Studentinnen Kandy Kyriacou und Ojoma Omaga zogen vor Gericht – mit Erfolg. Das von der Leitung des College of Alameda ausgesprochene Gebetsverbot und die Androhung der Exmatrikulation wurden zurückgewiesen. Die Hochschule lenkte ein und übernahm die Gerichtskosten in Höhe von 90.000 Dollar für die beiden Studentinnen. Es lohnt sich, auch einmal zu kämpfen. ▪

Literaturhinweise:

William Donohue: *Secular Sabotage. How Liberals are Destroying Religion and Culture in America,* New York 2009;

Patrick J. Buchanan: *The Death of the West,* New York 2002;

Thomas Bargatzky: »Europas christliche Identität und die ›säkulare Rationalität‹«, in: Georg Ratzinger/Roger Zörb (Hrsg.): *Zum 85. Geburtstag. Festschrift für den Heiligen Vater Papst Benedikt XVI.,* Rohrbach bei Weimar 2012;

Ernest Gellner: *Pflug, Schwert und Buch. Grundlinien der Menschheitsgeschichte,* München 1993;

Thomas Bargatzky: »Konzentrische Ordnung – Nachruf auf einen Stil«, in: *Sezession* 50 (2012), S. 18–20;

Karl Marx: *Das Kapital I,* Bd. III (= *MEW* 25), Ost-Berlin 1979;

Arthur M. Schlesinger: *The Disuniting of America. Reflections on a Multicultural Society,* New York 1993;

Wolf Lepenies: *Melancholie und Gesellschaft,* Frankfurt a.M. 1969;

Karl Löwith: *Weltgeschichte und Heilsgeschehen,* Stuttgart 1953;

Arnold Gehlen: *Moral und Hypermoral. Eine pluralistische Ethik,* Wiesbaden 1986;

Martin Mosebach: *Häresie der Formlosigkeit. Die römische Liturgie und ihr Feind,* Wien/Leipzig 2012;

»College of Alameda Sets New Standard for Religious Intolerance«, Speakupmovement.org, 12. Mai 2010.

Mauerfall – Der Kuß vor dem Tode

von Thorsten Hinz

Am 9. November 1989 schien der Mittelpunkt des Weltgeschehens in Berlin zu liegen – wie zuletzt am 13. August 1961, dem Tag des Mauerbaus, jetzt aber unter umgekehrtem Vorzeichen. Berlins Regierender Bürgermeister Walter Momper nannte die Deutschen das glücklichste Volk auf der Welt. Der Lyriker Reiner Kunze sah gar den Engel der Geschichte herabsteigen und Deutschland segnen. Weltweit wurde der Mauerfall als historisches Ereignis, als Kulminationspunkt und Symbol eines epochalen Umbruchs empfunden, vergleichbar dem Bastillesturm von 1789. Großes schien sich zu vollziehen oder anzukündigen: die Wiederherstellung der größten europäischen Nation als Staat; die Rekonstruktion der europäischen Mitte; das Ende des Kalten Krieges und des Ost-West-Konflikts; das Dementi von Jalta; der Schlußpunkt einer 1914 begonnenen europäischen Schmerzensgeschichte; die Rückkehr des Alten Kontinents, der fast 50 Jahre lang Aufmarschgebiet und Verfügungsmasse der Supermächte war, auf die Bühne der Weltpolitik. – Deutschland, in der Mitte gelegen, würde als zentrale Macht und wichtigster Akteur gefragt sein.

»Berlin ist wieder Hauptstadt, die verstümmelte Quadriga wurde wieder vervollkommnet, und das Schloß wird wiedererrichtet werden. Das politisch und ästhetisch Selbstverständliche ist also geschehen oder geschieht.«

Ulrich Schacht, 1994

Vom Hochgefühl ist wenig geblieben, was nicht nur an den Mühen der Ebenen liegt. Die um die DDR vergrößerte Bundesrepublik ist das weltweit begehrte Objekt moralischer, politischer und finanzieller Erpressung. Ihr wichtigstes politisches Unterpfand, die D-Mark, hat sie aus der Hand gegeben, ohne sich auf der Gemeinschaftsebene vermehrte Einfluß- und Gestaltungsmöglichkeiten zu sichern. Der praktischen Unfähigkeit, Interessen zu definieren und wahrzunehmen, entspricht das symbolische Defizit. Auf dem Gelände der ehemaligen Ministergärten, wo der innerstädtische Mauerstreifen eine besonders monströse Gestalt hatte, im Schnittpunkt von Reichstag und Bundesrat, Potsdamer Platz und Brandenburger Tor, von Goethe-Denkmal und Wilhelmstraße, wurde 2005 das Holocaust-Denkmal eingeweiht. Seine Größe und Gestalt lassen keinen Zweifel zu, daß dies Deutschlands spirituelle Mitte symbolisieren soll, den archimedischen Punkt seiner Kultur, Geschichte und Zukunft. Es ist ein Symbol der Selbstnegation und zugleich Ausdruck einer politischen Mentalität. Hilflos steht man dem Ansturm von Flüchtlingen aus dem afrikanischen und asiatischen Raum gegenüber, der Deutschland und Europa mehr verändern wird als die Kriege des 20. Jahrhunderts. Unter der Hand werden Zyniker wie der Dichter Peter Hacks entstaubt, die die Mauer als letztes Hindernis vor dem Abgrund interpretiert hatten …

In der Darstellung und Interpretation der Ereignisse von 1989 ist noch immer viel politische Romantik im Spiel, das heißt, die Emotionen, die der Mauerfall auslöste, werden als politische Tatsachen genommen. Romantisch ist das Bild von der friedlichen Revolution, die mit Kerzen und Gebeten die Mauer zum Einsturz gebracht hat. Es suggeriert, daß eine politische Idee samt ihrer Spiritualität zur revolutionären Gewalt ge-



worden sei. In dieses Bild gehören auch die Bürgerrechtler in ihrer dostojewskihaften Anmutung.

Die Entwicklung war profaner: Die verweigerte Reisefreiheit war der allgemeinste Nenner, an dem sich die Unzufriedenheit entzündete. Sie bedeutete Einsperrung, Repression, Bevormundung, Mangelsyndrom, Demütigung, Frustration. Wirklich gefährlich für die SED wurde die Situation erst, als Ungarn im Frühjahr 1989 ankündigte, seine Grenze nach Westen zu öffnen. Zwischen der DDR und Ungarn herrschte Reisefreiheit, die das Politbüro nicht sogleich aufzuheben wagte. So bot sich den DDR-Bürgern die Möglichkeit, sich und ihre Arbeitskraft dem Staat zu entziehen und ihm damit den größtmöglichen Schaden zuzufügen. Die Berichterstattung der bundesdeutschen Medien steigerte die Dynamik der Fluchtbewegung, die binnen Wochen zur völligen Demoralisierung im Land führte. Sie betraf auch loyale Sozialisten, Partei- und Armeekader, die fassungslos erlebten, daß die eigenen Kinder sich von ihnen und vom Sozialismus verabschiedeten. Sie sahen sich brutal mit der Frage konfrontiert, wozu der eigene Einsatz noch gut sein solle. Sogar der Offizier der Grenztruppe, der am 9. November eigenmächtig den Befehl erteilte, den Schlagbaum auf der Bornholmer Brücke in Berlin zu öffnen, war von seinem Sohn gedrängt worden, seinen Posten aufzugeben. Der Flüchtlingsstrom war bei der Destabilisierung der DDR das entscheidende Moment. Die Mauer war einst gebaut worden, um den Abfluß der Menschen zu stoppen. Jetzt wurde sie hektisch geöffnet, um sie im Land zu halten.

Wer kann die Pyramiden überstrahlen?
Den Kreml, Sanssouci, Versailles, den Tower?
Von allen Schlössern, Burgen, Kathedralen
Der Erdenwunder schönstes war die Mauer.
Mit ihren schmucken Türmen, festen Toren.
Ich glaub, ich hab mein Herz an sie verloren.

aus: Peter Hacks: *Die Gedichte,* Hamburg 2000.

Der Mauerbau war keine alleinige und willkürliche Entscheidung der SED-Führung gewesen, sondern die Konsequenz der deutschen Teilung und der Eingliederung beider Teilstaaten in konträre Machtblöcke. Die DDR hatte gegenüber der Bundesrepublik den kürzeren gezogen, was eine Sogwirkung gen Westen auslöste, wobei West-Berlin bis 1961 als Düse oder Schlupfloch fungierte. Wegen der massenhaften Abwanderung näherte die DDR sich im Sommer 1961 dem ökonomischen Zusammenbruch, der unkalkulierbare Rückwirkungen auf den Ostblock gehabt hätte. Die Sowjetunion hatte seit 1958 versucht, die Westalliierten durch Ultimaten und Drohungen zum Rückzug aus West-Berlin zu bewegen. Die USA aber kamen zu dem Schluß, daß ein Zurückweichen ihre Führungsstärke in Zweifel ziehen und damit das westliche Bündnis zerfallen würde. Aus dem spiegelbildlichen Grund durfte die Sowjetunion erwarten, daß der Westen ihr die Verfügung über die DDR und Ost-Berlin konzedierte. Unter dieser Voraussetzung war West-Berlin für beide Seiten ein Spannungsherd, der unkalkulierbare Risiken einschließlich eines Atomkriegs in sich barg und ruhiggestellt werden mußte. Die Mauer war das häßliche, aber effektive Mittel dazu. 28 Jahre lang wurde das in Ost und West so gesehen, und bis auf die DDR-Bürger und die West-Berliner störte sich kaum jemand daran. Ausgerechnet die Sowjetunion begann diesen Konsens in den 1980er Jahren in Frage zu stellen. Sie war ökonomisch am Ende und konnte rüstungstechnisch nicht länger gegen die USA bestehen. Unter Gorbatschow lockerte sich ihr Griff um die Satellitenstaaten. Die ausgelaugte DDR war für Moskau vom Ausbeutungsobjekt zum Ballast geworden. Es suchte die wirtschaftliche Hilfe der Bundesrepublik und war dafür bereit, die DDR zur Disposition zu stellen. Nur in diesem Kontext konnten die Demonstranten und friedlichen Revolutionäre in der DDR erfolgreich sein.



Zur politischen Rhetorik der Bundesrepublik gehörte es, die offene deutsche Frage als eine europäische und diese als einen Systemkonflikt zwischen westlicher Demokratie und östlicher Diktatur zu deuten. Das war in dieser Ausschließlichkeit so machtvergessen wie unhistorisch. Die deutsche Frage war älteren Datums und bestand darin, daß Deutschland zu groß war, um sich bruchlos in das europäische Gleichgewicht einzufügen, und zu klein, um als natürlicher Kontinentalhegemon sowie als Weltmacht zu agieren. Da »die Furcht vor der Hegemonie eines der ihren« das System der europäischen Staaten regulierte und ihren Instinkt prägte, sorgte – nach einem Satz von Ludwig Dehio – jeder Machtzuwachs des Deutschen Reiches dafür, daß sie sich »wie die Kristalle einer Druse« gegen Deutschland wandten und schließlich die Außenmächte Rußland und die USA mobilisierten. Die fühlten sich um so lieber angesprochen, als ein unter deutscher Hegemonie geeintes Europa ihre globalen Ambitionen gestört hätte. 1945 hatte sich die vielzitierte und variierte Prophezeiung Alexis de Tocquevilles aus dem Jahr 1835 erfüllt, daß die USA und Rußland die beiden Weltmächte der Zukunft seien. Nach Deutschlands totaler Niederlage 1945 taten sie einen tiefen Schnitt durch seine und die europäische Mitte und teilten den Kontinent unter sich auf.

Für Deutschland war es in den beiden Weltkriegen um die schiere politische Existenz gegangen. Hitler war ein deutsches Verhängnis, doch er bietet keine vollständige Erklärung für die deutsche Tragödie, die sich mit ihm vollendete. Er war selber nur das »akute Symptom eines chronischen Siechtums«, das er aufzuhalten versprach unter Anwendung äußerster Mittel. Noch einmal Ludwig Dehio: »Vor allem aber verbietet es sich, den letzten Akt unserer Geschichte nur aus den Vorgängen auf der deutschen Bühne zu erläutern. Er bleibt demjenigen unverständlich, der sich nicht die umfassenden Druckverlagerungen auf dem schrumpfenden Globus vergegenwärtigt, die erst die furchtbaren Faltungen und Verwerfungen des deutschen Schicksales hervorpressen halfen. In Wahrheit rang im Dritten Reich zum ersten Male eine der großen Nationen, und eine noch rüstige und lebensvolle, mit dem Tode. … Nur die antike Geschichte bietet echte Parallelen.«

Was Deutschland 1945 erlebte, war weit mehr als eine Kapitulation. Es war eine Debellatio, die völlige Unterwerfung und Auslieferung an die Sieger.

Als politisches Subjekt war es ausgelöscht und künftig nur noch als »deutsche Frage« vorhanden. Beide Teilstaaten wurden zu Musterschülern ihrer miteinander verfeindeten Vormächte, machten sich deren Vorgaben zu eigen und ließen sich gegeneinander in Stellung bringen. Die DDR war ein reiner Satrap der Sowjetunion und existentiell an sie gebunden. Die Bundesrepublik wurde von Adenauer im Westen verankert und gewann allmählich Souveränitätsrechte zurück, ohne daß die westalliierten Vorrechte ganz aufgehoben wurden. Die wenigen Kritiker im Westen – »eine stimmlose Opposition, deren Geschichte von Denunziation verdrängt wurde« (Hans-Dieter Müller) – wiesen darauf hin, daß die Deutschen im Begriff waren, die aufgezwungene Teilung zu ihrer eigenen Sache zu machen. Adenauer mochte das als notwendigen Umweg betrachten. Sein Streben nach deutschen Atomwaffen läßt sich als ein möglicher Hinweis verstehen, daß er die politische Existenz Deutschlands auf jeden Fall wiederherstellen wollte und dauerhaft zu sichern gedachte.

Für beide Supermächte war ein vereintes Deutschland nur unter ihrer jeweiligen Vormundschaft denkbar. Willy Brandt, damals Regierender Bürgermeister von Berlin, erhielt 1959 vom US-Außenminister John Foster Dulles den »aufrichtigen und zugleich desillusionierenden Hinweis: ›Wenn wir uns in hundert Fragen mit den Russen streiten, in der hunderteinsten sind wir mit ihnen einig: Ein neutrales, womöglich noch bewaffnetes Deutschland, das zwischen den Fronten hin und her marschieren kann, wird es nicht geben.‹« Spätestens jetzt warf die Mauer ihren Schatten voraus.

Die Politikwissenschaftler der Bundesrepublik unterließen es, die deutsche Frage auszuloten, das politisch suspendierte »Deutschland« als Gedankenmodell zu rekonstruieren und dem politischen Pragmatismus eine langfristige Orientierung zu geben. Zu den wenigen Ausnahmen zählte Hans-Joachim Arndt. Er verwies auf den »besonderen Kontrast zwischen Wohlstand der verfaßten Gesellschaft im Westen Deutschlands einerseits und demütigendem Ausgeliefertsein des politischen Subjektes ›Deutschland‹ andererseits, … und solche Widersprüche können durchaus eine Politik wie eine Politikwissenschaft dazu bringen, sich auf das Gesellschaftlich-Wirtschaftliche zu reduzieren und somit aus der Not eine Tugend zu machen«. Zu den zweifelhaften Tugenden sind auch die Überspanntheiten zu rechnen, die die Lage in eine wünschbare und vorbildhafte umdeuteten und ästhetisierten: die Idee beispielsweise, die Teilung als Buße für den Nationalsozialismus zu preisen oder die Bundesrepublik als den ersten postnationalen Staat zu empfehlen. Sie verrieten ein gestörtes Verhältnis zur Realität und einen gedanklichen Provinzialismus – das Mauersyndrom westlicher Spielart.

»In Deutschland, scheint es, heilt die Zeit die Wunden nicht, sie tötet das Schmerzempfinden.«

»Die Mauer im Kopf einzureißen wird länger dauern, als irgendein Abrißunternehmen für die sichtbare Mauer braucht.«

»Ich weiß nur, daß wir scheitern werden mit dem Versuch, uns vom Wahnsinn des einen durch den Hinweis auf den Wahnsinn des anderen Staates zu heilen.«

Die Frage, ob ihm beim Verfassen seines Buches die Aufsätze Margret Boveris bekannt gewesen seien, hat Peter Schneider in einer elektronischen Mitteilung (24. März 2008) an den Verfasser strikt verneint.

Immerhin gab es einige letzte Sicherungen und Vorbehalte: Die Präambel des Grundgesetzes und das Verfassungsgerichtsurteil von 1973, die die Bundesregierungen auf die Wiedervereinigung Deutschlands festlegten. Es gab die Formel von der »offenen deutsche Frage« und den ausstehenden friedensvertraglichen Regelungen. Daran ließen sich allerhand Erwartungen für die Zukunft und die Hoffnung knüpfen, daß noch nicht aller Tage Abend sei. Und vor allem gab es die DDR-Bürger, die in ihrer Mehrheit begehrlich nach Westen blickten und an die Bundesrepublik politische, soziale, ja existentielle Hoffnungen knüpften. Doch irgendeine politisch-intellektuelle Wegweisung zur deutschen Frage war auch aus der DDR nicht zu vernehmen.

Der Soziologe Wolfgang Engler schrieb, die DDR-Bürger hätten viel Phantasie zur Bewältigung ihres Alltags entwickelt, ihre politische Phantasie aber sei verkümmert. Man könnte auch sagen: Sie hatten die Mauer verinnerlicht. Die Phantasielosigkeit betraf auch Systemkritiker und Bürgerrechtler. Sie konnten sich Veränderungen und Reformen nur in den Grenzen des Sozialismus vorstellen und betrachteten die DDR als eine feststehende Größe. Das war der Unterschied zu Ungarn, Polen und auch der Tschechoslowakei, wo sich die Idee eines reformierten Sozialismus mit der Niederschlagung des »Prager Frühlings« 1968 erledigt hatte. Der letzte oppositionelle Alternativvorschlag, der die innere Verfaßtheit der DDR, die deutsche Frage und die Weltpolitik in einen realistischen Zusammenhang zu bringen versuchte, war 1956 von Wolfgang Harich verfaßt worden. Die SED sollte sich von einer kommunistischen zu einer sozialdemokratischen Partei reformieren und mit der Bundesrepublik über eine Wie-

dervereinigung verhandeln. Aus den Verhandlungen sollte ein sozialdemokratisiertes, souveränes und neutrales Gesamtdeutschland hervorgehen. Die Sowjetunion wollte Harich durch die Aussicht gewinnen, an der Wirtschaftskraft des Ruhrgebiets zu partizipieren. Diesen Plan unterbreitete er dem sowjetischen Botschafter, ohne zu wissen, daß die Sowjetunion die Wiedervereinigungsoption seit den Pariser Verträgen und dem NATO-Beitritt der Bundesrepublik 1955 insgeheim ad acta gelegt hatte. Harich verschwand für acht Jahre im Zuchthaus. Als er 1989 den DDR-Grünen riet, als erste Partei die Wiedervereinigung zu fordern, verstand ihn niemand mehr.

Die außenpolitischen Vorstellungen der Opposition waren idealistisch und fanden ihren Ausdruck in Forderungen wie »Frieden schaffen ohne Waffen«. Die Pastoren und Bürgerrechtler Martin Gutzeit und Markus Meckel, die später noch eine Rolle spielen sollten – der eine als Landesbeauftragter für Stasi-Unterlagen, der andere als letzter Außenminister der DDR und SPD-Bundestagsabgeordneter –, schrieben anläßlich des 8. Mai 1985: »Auch wenn wir es nicht wahrhaben wollen: Unsere Gegenwart ist entscheidend von den unbewältigten Schuldzusammenhängen unserer Geschichte geprägt. … Wenn wir heute nach einer deutschen Identität suchen, kann dies nur in der Übernahme der gemeinsamen schuldhaften Vergangenheit beider deutscher Staaten und in der Anerkennung der Zweistaatlichkeit geschehen.«

Das entsprach der Meinungs- und Stimmungslage, die auch in weiten Teilen der bundesdeutschen Funktionseliten herrschte. Gemeinsam waren sie vom Mauerfall schockiert und verstanden weder die innere schon gar nicht die äußere Dynamik der Entwicklung. Die Sowjetunion war im Begriff, als Supermacht abzudanken und den USA ihr europäisches Vorfeld zu überlassen. Der Mauerfall und die Wiedervereinigung waren Funktionen und angenehme Begleiterscheinungen dieses Prozesses. Mit der Mauer fiel die Schonung durch die Verbündeten fort, welche die Bundesrepublik wegen der exponierten Position im Ost-West-Konflikt in militärischer, politischer, psychologischer Hinsicht genossen hatte. Der Umschwung äußerte sich umgehend in der Forderung an Deutschland und Japan, den anderen großen Weltkriegsverlierer, die Finanzierung des ersten Golfkriegs von 1990/91 zu übernehmen.

Niemand aber war auf den 9. November geistig vorbereitet. Bis heute fehlt eine realistische Lageeinschätzung des Geschehens seitdem. Sie scheitert an der »Mauer in den Köpfen«. Dieser von Peter Schneider im Roman *Der Mauerspringer* (1982) geprägte Begriff wird gedankenlos dazu verwendet, um einen Erfahrungsunterschied zwischen DDR- und Bundesbürgern zu benennen, der durch gegenseitiges Erzählen und Zuhören ausgeglichen werden könne. Doch Schneider zielte auf viel Tieferes, nämlich auf die falsche Selbstwahrnehmung der Deutschen und ihre verkehrte Wahrnehmung der Welt. Sie sei die Folge davon, daß beide Hälften des Landes »ihre Identität … aus der Abgrenzung gegen die andere Hälfte« bezogen hätten.

Das Urheberrecht an dem Wort steht übrigens der Journalistin Margret Boveri zu, die seit Ende des Zweiten Weltkriegs gegen die deutsche Teilung angeschrieben und zur »stimmlosen Opposition« gehört hatte. Bereits im Februar 1962 veröffentlichte sie in der Wochenzeitung *Die Zeit* einen Aufsatz über die geistige »Mauer, die wir selber bauen«, an den sie 1973 mit gnadenloser Präzision anknüpfte: »Aufbereiten unserer Geschichte seit 1945 ist gleichbedeutend mit dem Aufzeichnen einer Krankengeschichte. Wir müssen uns klarmachen, daß die von den Siegermächten verfügte Spaltung des Landes spiegelbildlich in den Deutschen eine geistig-politische Schizophrenie verursacht hat, die einen fast totalen Realitätsverlust bedeutete.« Der Klärungsprozeß ist bis heute ausgeblieben. Statt dessen hat das falsche Bewußtsein aus dem Westen sich über das falsche Bewußtsein im Osten geschoben. Die »deutsche Frage« ist nicht beantwortet, sie wurde lediglich eliminiert. Die Mauer aus Beton hatte wenigstens noch einen diffusen Erwartungshorizont zugelassen. Die heutige Mauer besteht aus stupiden Tautologien vermeintlicher Alternativlosigkeiten und den neuen Leerformeln wie Vielfalt, Weltoffenheit oder Verantwortung. Gegen sie zu argumentieren heißt, sich die Stirn wundreiben. Damit aufzuhören aber hieße, zu akzeptieren, daß der 9. November 1989 kein Neubeginn und Aufbruch, sondern der Kuß vor dem Tode war. ■

Literaturhinweise:

Hans-Joachim Arndt: *Die Besiegten von 1945. Versuch einer Politologie für Deutsche samt Würdigung der Politikwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland,* Berlin 1970, S. 105f.;

Margret Boveri: *Die Deutschen und der Status quo,* München 1974;

Ludwig Dehio: *Gleichgewicht oder Hegemonie. Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte,* Krefeld o.J. (1948);

Ludwig Dehio: *Deutschland und die Weltpolitik im 20. Jahrhundert,* München 1955;

Wolfgang Engler: *Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land,* Berlin 1999;

Wolfgang Harich: *Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit,* Berlin 1993;

ders.: *Ahnenpaß. Versuch einer Autobiographie.* Hrsg. von Thomas Grimm, Berlin 1999;

Ehrhard Neubert: *Geschichte der Opposition in der DDR 1949–1989. Schriftenreihe Bundeszentrale für politische Bildung,* Bonn 2000, S. 558f.;

Ernst Nolte: *Deutschland und der kalte Krieg,* München/Zürich 1974;

Hans-Dietrich Sander: *Der nationale Imperativ. Ideengänge und Werkstücke zur Wiederherstellung Deutschlands,* Krefeld 1980;

Ulrich Schacht/ Heimo Schwilk: *Die selbstbewußte Nation. Anschwellender Bocksgesang und weitere Beiträge zu einer deutschen Debatte,* Berlin 1994;

Alexis de Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika,* Stuttgart 1986.

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Thomas Bargatzky, 1946, lehrte als Professor für Ethnologie an der Universität Bayreuth und ist seit 2011 emeritiert.
Mythos, Weg und Welthaus. Erfahrungsreligion als Kultus und Alltag, Münster 2007

Klaus Hammel, 1939, Oberst a.D., seit 1997 freier Publizist mit Schwerpunkt Geschichte und Militärgeschichte.
Der Krieg in Italien 1943–1945, Bielefeld 2012

Olaf Haselhorst, 1963, studierte Geschichte und Slawistik in Hamburg und St. Petersburg, Publizist und Übersetzer.
Der Deutsch-Dänische Krieg 1864, Graz 2013
Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71, Graz 2009

Sebastian Hennig, 1972, studierte Malerei und Graphik und ist seit 1999 freischaffend tätig als bildender Künstler und freier Publizist.

Thorsten Hinz, 1962, studierte Germanistik in Leipzig und arbeitet als freier Autor in Berlin. 2004 erhielt er den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Der Weizsäcker-Komplex. Eine politische Archäologie, Berlin 2012

Benedikt Kaiser, 1988, studierte Germanistik und Politologie und arbeitet beim Verlag Antaios.
Phänomen Inselfaschismus, Kiel 2014

Ellen Kositza, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Gender ohne Ende, 3., erweiterte Auflage, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession.*

Peter Kuntze, 1941, ehemaliger Redakteur der *Süddeutschen Zeitung,* ist Autor mehrerer politischer Sachbücher, zahlreicher Kinderbücher und zweier Romane.
Chinas konservative Revolution oder Die Neuordnung der Welt, Schnellroda 2014

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).
Deutsche Orte, Band 4 des *Staatspolitischen Handbuchs,* als Herausgeber, Schnellroda 2014

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.
Kann nur ein Gott uns retten? Glauben, Hoffen, Standhalten,
Schnellroda 2014 (in Vorbereitung)

Lutz Meyer, 1962, studierte in Münster Philosophie. Arbeitet als Konzeptverantwortlicher und Texter in der Werbung.

Michael Paulwitz, 1965, studierte Geschichte, Altertumswissenschaften und Philologie in München und Oxford. Er arbeitet als freier Publizist und Lektor.
Deutsche Opfer, fremde Täter, Schnellroda 2011

Dr. André Richter, 1965, studierte Evangelische Theologie, Religionspädagogik und Erziehungswissenschaft und ist als Lehrer an einer Evangelischen Schule tätig.

Dr. Michael Rieger, 1972, ist Literaturwissenschaftler und freier Publizist; er lehrt an der Universität Hamburg.
»Man reist ja nicht, um anzukommen …« – Schriftsteller auf Reisen, Darmstadt 2011

AfD – Zustandsbeschreibung 12/2014

von Erik Lehnert

Die Ansage hätte deutlicher nicht sein können: Man müsse »die Rechten« aus der AfD »wieder ausschwitzen«, um »mittelfristig erfolgreich zu bleiben«, äußerte Heinrich Weiss, Aufsichtsratschef eines Maschinenbauunternehmens mit Milliardenumsatz, der vor kurzem seine Liebe zur Alternative für Deutschland (AfD) entdeckt hatte. An Bord holte ihn Hans-Olaf Henkel, der mittlerweile für die AfD in Brüssel ein Mandat hält und wie Weiss zuvor Chef des Bundesverbands der Deutschen Industrie (BDI) gewesen war. Auch Henkels Engagement in der Parteipolitik ist noch jung – und wird von ihm selbst bereits wieder in Frage gestellt: Nach anfänglicher Begeisterung für die Mitglieder der Partei (»Ich habe keinen einzigen Neonazi, Verrückten oder Spinner getroffen«), denen er ein Bildungsniveau, »das sich meilenweit über dem Durchschnitt der Bevölkerung befindet«, bescheinigte, fremdelt er mit dem eigenen Anhang: »Da sitzt man auf einem Parteitag und hört irgendwelche wilden Verschwörungstheorien. Ich werde dann ganz klein und schäme mich in Grund und Boden.« Grund genug für Henkel, sich mit einem offenen Brief an die AfD-Mitglieder zu wenden und diesen Vorstoß mit Interviews in *Zeit, Spiegel* und n-tv zu flankieren, in denen viel von eigenen Verdiensten um die Wählbarkeit der AfD, der Angst vor einem Rechtsschwenk und den unappetitlichen Erfahrungen in der Parteipolitik die Rede ist.

Nun ist es einigermaßen verwunderlich, daß sich jemand im fortgeschrittenen Alter eines Hans-Olaf Henkel über den Charakter einer Parteibasis offenbar die größten Illusionen gemacht hat. Selbstverständlich versprach ihm die AfD, um ihn zum Mittun zu bewegen, das Blaue vom Himmel. Sie hat ihn gleich ganz oben einsteigen lassen und ihm die Mühen der Ebene erspart. Das hat ihm wohl den Blick dafür verstellt, daß er es in der AfD nicht nur mit seinesgleichen zu tun zu haben würde. Etwas mitleidig über soviel Naivität forderte die Parteisprecherin Frauke Petry dann auch Nachsicht für Henkel. Dieser müsse sich erst an die Realität gewöhnen: »Wir haben zwar viele Akademiker in der Partei, aber sie in ihrer Gesamtheit ist ein Abbild der Gesellschaft in ihrer ganzen Breite.«

Ein Blick auf den politischen Alltag hätte genügt, um Henkel eines Besseren zu belehren und seine romantischen Vorstellungen von Demokratie zu korrigieren. Erklärbar ist seine Unkenntnis nur durch die Tatsache, daß Henkel in seinem Leben immer mit einem Resultat von Politik zu tun hatte, dem Politiker. Und diese waren natürlich bemüht, dem BDI-Chef den Eindruck zu vermitteln, daß sie eine ganz selbstbestimmte Position vertreten. Denkbar ist aber auch, daß Henkel sich keine Illusionen gemacht, sondern eine nüchterne Kosten-Nutzen-Rechnung angestellt hat. Für geringsten Einsatz viel bekommen (immerhin kann ein Europaabgeordneter in Brüssel mit allen Diäten, Spesen und Entschädigungen auf rund 200000 Euro im Jahr kommen), klang vielleicht doch zu verlockend. Und selbst Henkel konnte dieser Verlockung nicht widerstehen. Naiv waren die, die dachten, daß Henkel seine liberale Agenda in der Euphorie vergessen würde.

»Im Wahlkampf habe ich stets ein neues, auf den preußischen Tugenden fußendes Dienstethos für Politiker eingefordert. Liebe zu empfinden und Vorbild sein zu wollen, ist den allermeisten Berufspolitikern weltenfern gerückt, sie besitzen als Teil einer technokratisch veranlagten Funktionselite keine Volksnähe mehr und sind deshalb nicht in der Lage, eine Politik zu machen, die am Volkswohl orientiert ist.«

aus einem Interview mit Björn Höcke, Fraktionschef für die AfD im Thüringer Landtag, veröffentlicht auf sezession.de

Was die AfD nicht nur für Henkel so interessant macht, ist die unanzweifelbare Tatsache, daß es selten eine so erfolgreiche Neugründung mit echten Chancen auf Etablierung gegeben hat. Auf der Rechten fallen einem dabei nur die Republikaner ein, die allerdings mittlerweile ihrem Siechtum erlegen sind, und auf der Linken die Grünen, die es geschafft haben, zu einem Bestandteil der Parteienoligarchie zu werden. Allerdings sind mit den Chancen auch entsprechende Hoffnungen in die Partei verbunden, die fast zwangsläufig enttäuscht werden müssen. Laut einer Analyse des Instituts für Demoskopie Allensbach steht die AfD bei ihren Anhängern vor allem für eine Begrenzung der Zuwanderung, für strengere Asylgesetze und die Abschaffung des Euro. Jeder zweite Anhänger sieht die AfD demnach als Anwalt nationaler Interessen gegenüber der EU.



Blaue Balance oder Flügelkampf? Interpretationsspielraum – wie immer.

© AfD Augsburg

Deshalb war es aus der Logik der Abhängigkeit der Partei vom Wähler und von den Mitgliedern klug, daß Alexander Gauland als eher konservativer brandenburgischer Fraktionschef der Mitgliederbeschimpfung durch Henkel entgegengetreten ist: »Herr Henkel muß sich fragen, ob er noch zur AfD gehören will, denn er will im Grunde genommen eine liberale Partei.« Aber die Tatsache, daß Henkel nicht wegen parteischädigenden Verhaltens mit Ausschluß gedroht wird (wie Mitgliedern, die Sympathie und Verständnis für die Demonstration der »Hooligans gegen Salafisten« in Köln geäußert haben), macht auch deutlich, daß es ein grundsätzliches Problem gibt, das mit Henkels Abgang nicht gelöst wäre: Nicht die Enttäuschung der Wähler, sondern die der Parteimitglieder dürfte die größere Gefahr in der strukturell noch arg wackligen Aufbauphase der Partei sein. Die Lücke, die sich da bereits aufgetan hat zwischen dem, was die AfD-Abgeordneten in Brüssel vertreten, und dem, was die Parteibasis will, ist bereits jetzt bedenklich groß. In der Frage der Rußlandsanktionen ist das öffentlich ausgetragen worden, und die Zerreißprobe steht mit dem Freihandelsabkommen TTIP unmittelbar vor der Tür. Die Parteibasis ist im Gegensatz zur Führung grundsätzlich wenig bis gar nicht liberal gestimmt, denn sie ahnt, daß der Liberalismus die Lebensgrundlage des deutschen Volkes zerstört, weil er in jede Richtung übertrieben worden ist. In dieser Einstellung liegt die einzig denkbare Alternative zur derzeitigen Politik. Die Parteiführung ist in weiten Teilen offensichtlich anderen Werten verpflichtet. Es genügt, daß Teile der Basis eine Veranstaltung mit Jürgen Elsässer durchführen wollen, um der Führungsriege eine Mischung aus Zornes- und Schamröte ins Gesicht zu treiben.

Die Entwicklungsmöglichkeiten der Partei liegen daher zwischen zwei extremen Szenarien:

1. Es siegen parteiintern die Enttäuschten der Altparteien: nationalliberale FDPler, christlich-konservative CDUler und Marktliberale aller Art. Ihr Bestreben lag immer darin, ein moderates Korrektiv zur herrschenden CDU zu bilden. Die Merkel-CDU soll mittels Mobilisierung dieses enttäuschten Teils der Wählerschaft an die eigentlichen Werte erinnert werden. Wenn die AfD die Rechten dann erfolgreich ausgeschwitzt hat, kann nach einen Zeitraum des Wohlverhaltens mit der Koalitionsfähigkeit geliebäugelt werden. Die Chancen stehen nicht schlecht, da der CDU, zuletzt in Thüringen, aber auch in Baden-Württemberg, der Koalitionspartner FDP weggebrochen ist und die SPD jeweils eine andere Juniorpartnerschaft bevorzugte. Die Vorteile eines solchen Szenarios liegen für die AfD auf der Hand: Es gibt Aussicht auf Machtteilhabe und Mitgestaltung. Die AfD-Politiker würden weiterhin zu Talkshows eingeladen und die Anerkennung erlangen, die ihnen ihrem Selbstverständnis nach zusteht. Der einzige, aber entscheidende Unsicherheitsfaktor in diesem Szenario bleibt der Wähler, der sich womöglich fragen könnte, warum er die kleine CDU wählen soll, wenn er doch die große haben kann.

2. Es siegen die radikaleren Kräfte in der AfD und versuchen, aus der Partei eine Systemalternative zu formen. Ihr Ziel ist die Umsetzung einer antiliberalen Agenda. Im Gegensatz zur gemäßigten Variante übt sich die AfD nicht in Wohlverhalten, hofft dabei aber, dem Schicksal der Republikaner zu entkommen, indem peinlich genau darauf geachtet wird, daß der Verfassungsschutz kein Einfallstor findet. Auch wenn diese Hoffnung naiv ist, so stellt dieses Vorgehen innerhalb des Parteiendenkens die einzige ehrliche Antwort auf die politische Frage in Deutschland dar. Doch der Preis könnte hoch sein: Einladungen in Talkshows gäbe es nicht mehr, Geldgeber würden sich zurückziehen, und die bange Frage wäre, ob das Wählerpotential für eine bundesweite Rechtspartei vorhanden ist (und mobilisiert werden kann). Unter normalen Umständen ist diese Frage zu bejahen. Allerdings sind die gegenwärtigen Umstände alles andere als normal, wenn man darunter die Möglichkeit einer halbwegs fairen politischen Auseinandersetzung versteht.

Diese Szenarien werden durch einen anderen Zwiespalt verstärkt und überlagert. Während die AfD in den alten Bundesländern mit dem Versprechen erfolgreich war, die BRD der achtziger Jahre wieder zum Leben zu erwecken (und damit eben vor allem bei den Altparteien wilderte), ist dieser Weg in den neuen Bundesländern nicht gangbar. Hier gibt es weder die Sehnsucht nach den achtziger Jahren noch vergleichbare Strukturen der Altparteien. Deshalb sticht hier auch einzig die nationalkonservative Karte, mit der im Westen nach vierzigjähriger Umerziehung deutlich weniger zu holen ist. Für die weitere Entwicklung der Partei ist das nicht unerheblich. Sollte die AfD in der Alt-BRD keine oder nur kleine Erfolge vorweisen können, spricht alles dafür, daß die Parteichefs im Osten die Marschrichtung vorgeben und die Abgeordneten in Brüssel zum untätigen Zuschauen verdammt sind.

»Natürlich ist eine andere Politik ohne weiteres möglich. Die Mehrheit der Bevölkerung hat andere Interessen und kann die Basis dafür bilden. Es gibt auch überhaupt keinen sachlichen Grund, warum eine deutsche Regierung die vielfachen Vertragsbrüche im europäischen Recht hinnehmen sollte, und warum die schleichende Entmündigung der deutschen Parlamente hingenommen wird.«

aus einem Gespräch mit dem Historiker Stefan Scheil, Abgeordneter für die AfD im Kreis Rhein-Pfalz, veröffentlicht auf sezession.de

Die stille Hoffnung, die viele AfD-Anhänger hegen, ist die, daß eine neue politische Kraft am Horizont auftreten möge, die das unsägliche Geschacher um Posten beendet, den Staat aus der Gefangenschaft der Partikularinteressen befreit und dem Beruf zur Politik wieder eine Form gibt. Der Gedanke geht dabei mittlerweile weniger in der Richtung eines starken Mannes (diese Lektion der Demokratisierung haben alle gelernt), sondern in Richtung einer Partei neuen Typs, die selbstlos, unideologisch und erfolgreich alles für das Wohl des deutschen Volkes tut. Doch ebensowenig wie der starke Mann kann eine Partei, so guten Willens die Mitglieder auch immer sein mögen, die Gesetze außer Kraft setzen, unter denen sie agieren muß.

Die Hoffnung auf Erlösung ist trügerisch. Nicht zuletzt weil sie einher geht mit dem Traum vom Befreiungsschlag. Aber es gibt keinen gordischen Knoten, der lediglich zerschlagen werden muß. Das ist politischen Genies vorbehalten. Alle anderen müssen mühsam knüpfen und werden nicht zum Ende gelangen. Die Abhängigkeiten, die es zu berücksichtigen gilt, liegen ja nicht nur beim Wähler, sondern in den mannigfaltigen Verflechtungen, denen auch eine absolute Mehrheit ausgeliefert ist. Zur Demokratie gehört eben nicht nur das Gefühl mitbestimmen zu können, sondern auch die Erfahrung, daß dieser Mitbestimmung Grenzen gesetzt sind: »Die politische Klasse verfügt zweifellos über ein überaus feines Gefühl für Möglichkeiten und Wege der Selbstverteidigung. Sie entwickelt eine gewaltige Anziehungskraft und Fähigkeit der Absorption, die auch ihren erbittertsten und konsequentesten Gegnern gegenüber auf die Dauer nur selten versagt.« (Robert Michels)

Wenn nicht alles täuscht, bahnt sich dieser Prozeß in den Auseinandersetzungen innerhalb der AfD gerade an. Den Realos ist klar, daß der Weg zur Macht über die Mitte führt und die Fundis dazu in die Schranken verwiesen werden müssen. Die Fundis müssen sich ermannen, um nicht gleich an der ersten Hürde zu scheitern, sondern die Chance, die ihnen die Wahlergebnisse in Sachsen, Brandenburg und Thüringen an die Hand gegeben haben, innerparteilich nutzen. Ob die AfD so virtuos mit beiden Flügeln schlägt wie seinerzeit die Grünen oder ob sie sich spalten muß, ist für das Ergebnis ziemlich gleichgültig. Wichtig wäre vor allem, daß dem Liberalismus eine Gegenmacht erwächst, die ihm Kopfzerbrechen bereitet. Insofern ist Politik dann doch eine Charakterfrage, weil entscheidend ist, wie der einzelne dem Sog der Mitte (und damit dem liberalen Establishment) gegenübertritt. ■

Unterbelichtet – Marc Erwin Babejs genetische Fotos

von Martin Lichtmesz

Im November publizierte *Spiegel-Online* drei Fotoserien des 1970 geborenen Fotografen Marc Erwin Babej, die wiederum auf drei Filme anspielen: die Bildstrecke »Tag der Freiheit« auf einen Kurzfilm über Schaumanöver der Wehrmacht, »Triumph« auf den Reichsparteitagsschinken *Triumph des Willens* und »Olympia« auf den Zweiteiler zur Olympiade in Berlin 1936. Alle drei Filme drehte Leni Riefenstahl im Auftrag des NS-Regimes.

Babejs schwarzweiße Serien zeigen diverse deutsche Paßträger in zumeist monumentalen Posen vor dem Hintergrund NS-affiner Bauwerke und Orte von gestern: Ein »Lebensborn«-Sprößling hockt auf dem Fußboden der Wewelsburg mit der »schwarzen Sonne«; schlanke junge Frauen mit blonden Zöpfen recken ihre Glieder, entzünden olympische Feuer oder verschränken in der Ehrenhalle des ehemaligen Flughafens Berlin-Tempelhof stramm die Arme; Rainer Höß, der Enkel des Auschwitzkommandanten Rudolf Höß, posiert mit Büßermiene vor dem Stacheldraht von Buchenwald; und Cem Özdemir, Mitglied des Bundestages für die Grünen, darf auf der Ehrentribüne des Berliner Olympiastadions ein wenig wie der Führer gucken. Einen auf den ersten Blick offensichtlichen »Migrationshintergrund« haben dabei nur wenige, wie eine aus dem Senegal stammende Schauspielerin, die Babej vor das Kriegerdenkmal am Dammtordamm in Hamburg plaziert hat.

All dies übt einen ähnlichen Reiz aus wie gewisse Fotos von Helmut Newton oder Videos von Rammstein und Laibach – man hat dergleichen schon oft genug gesehen. Mit einer Prise »fascinating fascism« frei nach Susan Sontag kann man immer Aufmerksamkeit erregen, vorausgesetzt allerdings, man federt sich politisch korrekt ab. Diese Abfederung besitzt Babej schon aufgrund seiner jüdischen Herkunft, und mehr noch: er verfolgt mit seiner Fotoserie eine dezidiert politische Absicht: Er hat sie »Mischlinge« getauft und seine Modelle einem DNA-Test unterzogen, dessen Ergebnisse in den Bildlegenden mitgeteilt werden: Höß etwa ist »zu 35 Prozent westeuropäischer Herkunft, zu 33 Prozent osteuropäischer, zu 21 Prozent nordeuropäischer, zu sieben Prozent italienisch-griechischer, zu vier Prozent iberischer«; Özdemir »84 Prozent Kaukasus, 13 Prozent Italien/Griechenland, ein Prozent Mittlerer Osten«; das Model Katarina Lackovicova ist »86 Prozent Osteuropa, sieben Prozent Nordeuropa, ein Prozent Westeuropa, ein Prozent europäisch-jüdisch, ein Prozent Mittlerer Osten.«

»Wonach die Menschen wirklich verlangen, ist die Zugehörigkeit zu einer eindeutig bestimmten, abgegrenzten, symbolgestützten Gemeinschaft.«

Ernest Gellner

Mit solchen Spielereien will Babej die Frage »Wer ist Deutscher?« aufwerfen und zugleich dekonstruieren, vor allem aber jegliche ethnische oder »rassische« Komponente, die in ihr enthalten sein mag, ad absurdum führen. Seine Serie soll die Augen öffnen für den »Elefanten im Raum« der nationalen Identitätsdebatten, also für »etwas Unübersehbares, das aber keiner bemerkt haben will«: nämlich die unseligen und hartnäckigen »Überbleibsel völkischen Denkens«. Da wir doch aber, wie die Gentests zeigen, allesamt »Mischlinge« seien, habe kein deutscher Paßträger

das Recht, einem anderen Paßträger in Abrede zu stellen, er sei weniger deutscher Deutscher als er selbst. Dabei beruft sich Babej auf den Politikwissenschaftler Dolf Sternberger und dessen Begriff des »Verfassungspatriotismus«, den er für das Ei des Kolumbus hält: »Die Begriffe ›deutscher Staatsbürger‹ und ›Deutscher‹ decken sich heutzutage mehr denn je«, so Babej. »Aber sie sind eben noch immer nicht ein und dasselbe.« Um diesem Makel Abhilfe zu schaffen, plädiert er für eine Art Republik der Mischlinge, in der die Gemischten in ihrem Gemischtsein den gemeinsamen Nenner finden, ein »Volk«, in dem die vielen »nur eines vereint: daß sie die Werte des Grundgesetzes kennen, schätzen und teilen.« Als Endergebnis wünscht sich Babej einen Deutschen, »dem beim Anblick unserer Nationalelf nicht einmal mehr auffällt, wie ›bunt diese Truppe‹ ist – sondern der selbstverständlich in ihnen deutsche Mischlinge sieht, so wie er selbst einer ist.« Nach dem Motto also: je »bunter« alles wird, um so farbenblinder soll man sich stellen.

»Bis heute ist diese Idee einer auf dem Grundgesetz begründeten Identität relevant – aber nicht real. Staatsangehörigkeit und Volkszugehörigkeit sind in unseren Köpfen nicht gleichbedeutend, wie etwa in den USA. Denn was meinen die Menschen wohl, wenn sie sagen, jemand sehe »deutsch aus«? Und was meinen deutsche Staatsbürger mit einem sogenannten Migrationshintergrund, wenn sie, vielleicht ohne es überhaupt zu merken, in gewissen Zusammenhängen über ›die Deutschen‹ sprechen?«

Marc Erwin Babej: »Wir sind Mischlinge«, *Spiegel-Online* vom 11. November 2014

Argumentationen dieser Art basieren auf einer Unmenge von Kurzschlüssen und Strohmännern. Der Hauptstrohmann ist die Insinuation, daß das Abstammungsprinzip (»ius sanguinis«), eine klassische, inzwischen unter dem Druck der Zuwanderung weitgehend geschwächte Säule des Staatsbürgerrechts, gleichzusetzen sei mit »Unvermischtheit« oder gar mit »Rassenreinheit«, was natürlich grober Unfug ist. Der nächste Kurzschluß ist die Vorstellung, daß Mischung gleich Mischung sei – und damit hätte sich die Sache erledigt. Dabei interessiert die Menschen bekanntlich weniger die Tatsache des Gemischtseins an sich als die Ingredienzen des Cocktails, die erst seinen Charakter und Geschmack ausmachen. Wie so oft hat es Nicolás Gómez Dávila am besten auf den Punkt gebracht: »Der Rassist täuscht sich, wenn er glaubt, es gebe reine Rassen, der Antirassist, wenn er glaubt, die Zutaten eines Getränks seien nicht von Belang.«

Stark vereinfacht sind auch die Vorstellungen über den Rassebegriff im Nationalsozialismus, von denen Babej ausgeht. Die strengsten Bestimmungen richteten sich gegen jüdische Beimischungen, wobei selbst die SS-Eliten wußten, daß sich Stammbäume, die weiter als 190 Jahre zurückreichen, in der Geschichte verläppern. Ansonsten kursierten allerlei Vorstellungen über die Bedeutung und Zukunft von »Rasse«, aber was sich abgesehen von den Juden unter dem Gummibegriff »Arier« tummeln konnte, war »bunt« und »vielfältig« genug – die Nordizisten und Slawenverächter waren nicht die einzige Stimme in diesem Zeitgeistgemenge. Der Historiker Stefan Scheil wies darauf hin, daß der nationalsozialistische Ahnenpaß unter »Ariern« ausdrücklich folgende Personen verstand, ganz egal wo sie auf der Welt lebten: »z.B. ein Engländer oder Schwede, ein Franzose oder Tscheche, ein Pole oder Italiener«. Zuweilen stand der Begriff »Rassenreinheit« eher für eine Art Züchtungsutopie. Zu keinem Zeitpunkt haben die Rassentheoretiker des Dritten Reichs behauptet, die Deutschen seien so etwas wie eine »unvermischte« Rasse. Dazu braucht man nur die Bücher von etwa Hans F.K. Günther aufzuschlagen, in denen der Versuch unternommen wird, die deutschen, europäischen und sogar jüdischen »Typen« in unzähligen ermüdenden Kategorien und Subkategorien zu fassen, bis sich einem der Kopf dreht. Die einzigen unvermischten Rassetypen, die Riefenstahl jemals fotografiert hat, waren also vermutlich die Angehörigen des sudanesischen Stammes der Nuba – und nicht die Nürnberger.

Babej glaubt, der Führer hätte den Lebensborngeborenen Patrick Lasch »vor Schreck fallengelassen«, hätte er von seinem ein Prozent Aschkenasen-Anteil erfahren, ganz so, als hätte es in Partei und Wehrmacht nicht eine erhebliche Anzahl jüdischstämmiger »Ehrenarier« gegeben. Wie der amerikanische Historiker Bryan Mark Rigg nachwies, kämpften in der Tat im Zweiten Weltkrieg bis zu 150000 Männer jüdischer Abstammung auf deutscher Seite. Die restlichen 99 Prozent von Laschs Abstammung sind jedenfalls vollkommen »arisch« und in ihren Hauptanteilen genausowenig überraschend wie Özdemirs Prozente. Rainer Höß hat leider nicht soviel Glück gehabt wie Lasch: Daß ihm nicht einmal ein Prozent jüdisches Genmaterial gegönnt war, hat wohl eine weitere Kummerfalte in seine germanische Schmerzenmannesstirn gefurcht.

Warum sich Höß nun für die Verbrechen seines Großvaters verantwortlich fühlt, kann man gewiß nachvollziehen. Aber auf welcher Basis zieht man den Rest Deutschlands zur Verantwortung? Marc Erwin Babej äußerte über seine Porträtierten: »Verantwortung für NS-Verbrechen tra-

gen sie womöglich in einem historisch-moralischen, sicher aber nicht in einem legalen Sinne. Diese Deutschen sind weder Täter noch Opfer. Aber sie sind eben doch Deutsche. Und als solche sind sie mit der deutschen Vergangenheit verbunden. Einer Vergangenheit, deren lange Schatten bis in die Gegenwart reichen, einer Vergangenheit, die bis heute befangen macht.« Babej ist da ganz bei Dieter Stein (*Junge Freiheit*), der erst jüngst wieder Botho Strauß bemühte, um die Deutschen an ihre Schuld zu erinnern und das Kollektive daran zu betonen. Da könnte man nun fragen: Wenn Deutschsein nur mehr eine Frage des Grundgesetzbekenntnisses sein soll, warum und in welcher Weise sollen dann diese Deutschen »historisch-moralisch« mit »der deutschen Vergangenheit verbunden sein«? Was für eine »Verantwortung« trägt dann Agnieszka Artych, eine quasi »rassenreine« Superpolin mit angeblich 100 Prozent »osteuropäischer« Herkunft, die aus einem einst von den Deutschen besetzten Land stammt? Oder jemand wie Özdemir, der durch keinerlei Herkunftsbande mit der jüngeren deutschen Geschichte verbunden ist? Wo Blut dicker als Wasser ist, können gewisse Gräben und Trennlinien nicht wegdiskutiert werden, und wenn die Rassekundler von heute perfide zwischen »Herkunfts-« und »Zukunftsdeutschen« unterscheiden, dann ist das nur eine logische Fortsetzung dieser Spaltung, die nicht zuletzt in der »Schuld«- und »Verantwortungsfrage« kulminiert. Wie dem auch sein mag: Rein genetisch und erst recht phänotypisch gesehen, hätten die meisten Nationalsozialisten nicht das geringste an den knackigen osteuropäischen Models auszusetzen gehabt, die sich für Babej in Pose geworfen haben. Und auch sonst ist es eher witzlos bis absurd, die Inszenierungen Riefenstahls mit blonden, helläugigen, »arisch« aussehenden Damen nachzustellen, um ausgerechnet damit beweisen zu wollen, daß »wir alle Mischlinge« sind.

»Wenn also eine deutsche ›Rechte‹ die Nation im Munde führt, sie reklamiert und sich um ihren Bestand sorgt, muß sie auch unweigerlich die Verantwortung für den Umgang mit ihrer Vergangenheit übernehmen. Botho Strauß formulierte hier treffend: ›Die Verbrechen der Nazis sind jedoch so gewaltig, daß sie nicht durch moralische Scham oder andere bürgerliche Empfindungen zu kompensieren sind. Sie stellen den Deutschen in die Erschütterung und belassen ihn dort, unter dem tremendum; ganz gleich, wohin er sein Zittern und Zetern wenden mag, eine über das Menschenmaß hinausgehende Schuld wird nicht von ein, zwei Generationen einfach ›abgearbeitet‹.«

Dieter Stein

In Wirklichkeit stellt Babejs Projekt viel größere und auch viel lustigere Elefanten in den Raum, als er selber glaubt. Da wäre etwa die auffallende Tatsache, daß seine »rassereinsten« Modelle jüdischer Abstammung



Genetischer Code? Wir wissen es nicht. – Riefenstahl-Ästhetik in der Popkultur: Plattencover »Flesh + Blood« von Roxy Music, *1980*

sind: Asi Meskin, deutsch-israelischer Musiker: 93 Prozent »europäisch-jüdischer Herkunft«, der Schauspieler Robert Dölle: 94 Prozent, während der Normandielandungs-Veteran Werner Kleemann mit gar 100 Prozent jüdischem Anteil der Champion ist. Das lädt zu allerlei Spekulationen ein und weckt fröhliche Erinnerungen an die Medienhatz auf Thilo Sarrazin im Jahre 2010, weil er es gewagt hatte, zu behaupten, es gebe so etwas wie ein »Judengen«. Erinnern wir uns außerdem daran, daß das Abstammungsprinzip einer der wesentlichen Bausteine des israelischen Staatsbürgergesetzes ist, wobei eine jüdische Mutter ausreicht, um die Kriterien zu

erfüllen. Genauer betrachtet ist es eher ein bestimmter antirassistischer »Diskurs«, der von Babejs Gentests in Frage gestellt wird, nämlich jener Strang, der behauptet, daß Rassen nichts weiter als »soziale Konstrukte« seien. Nun, offenbar lassen sich die Anteile dieser Konstrukte prozentgenau bestimmen und schlagen sich auch äußerlich deutlich nieder, und natürlich gibt es hier Phänotypen, die den Deutschen der Vergangenheit in keiner Weise mehr ähnlich sehen.

Wenn man so will, dann ist Babejs Inszenierung ein Stück seitenverkehrter NS-Propaganda: Die Rassenklamüserei des Nationalsozialismus mit all ihren Konsequenzen soll wieder einmal als finsterer Hintergrund erscheinen, vor dem sich die Aussicht auf die totale Vermischung um so glänzender abhebt, damit wir endlich das totale Weltvolk bekommen. Dies wird so präsentiert, als gäbe es zwischen beiden Polen keine Alternative, und man erkennt darin unschwer eine laufende Agenda, die alles als »völkisch« diskreditiert, was noch eine historisch gewachsene Substanz kennt. Derlei hört man inzwischen auch schon von manchen Konservativen, die glauben, es genüge, »patriotisch« zu sein, während die Abstammung inzwischen völlig egal sei. Genausogut könnte man sagen, die eigene Familie und die eigene Familiengeschichte seien unbedeutend für die eigene Identität.

Der Sinn für komplexe Gebilde, wie es Völker sind, scheint derart abhanden gekommen zu sein, daß man nicht mehr fähig ist, die Bestandteile als ein Ganzes zu denken, Spannungsverhältnisse zu ertragen oder sich Konstanten in der Dynamik vorzustellen. Statt dessen werden diese Dinge in schwarzweiße Schlagworte aufgespalten: entweder Nazibiologismus oder Menschenrechtsmultikulturalismus und nichts dazwischen. Dieser Diskurs bleibt solange verlogen, als man nicht zugibt, daß die laufende Einwanderungs-, Identitäts- und Demographie-Politik auf einen Bevölkerungsaustausch hinausläuft, der in der Geschichte kein Beispiel hat. Die NS-Rassenpolitik ist dazu weniger ein Gegensatz als ein Komplementärstück – sie wurde schon von Martin Heidegger in den so mißverstandenen *Schwarzen Heften* als eine substanzfeindliche »Machenschaft« kritisiert: »Die Einrichtung der rassischen Aufzucht entstammt nicht dem ›Leben‹ selbst, sondern der Übermächtigung des Lebens durch die Machenschaft. Was diese mit solcher Planung betreibt, ist eine vollständige Entrassung der Völker durch die Einspannung derselben in die gleichgebaute und gleichschnittige Einrichtung alles Seienden.« – Inzwischen versucht man, dasselbe Ziel auf direkterem Wege zu erreichen.

Babejs Anliegen wird durch höheren Quatsch verstärkt, den ein Historiker namens Thomas Kühne zum Anlaß der »Mischlings«-Serie für den *Spiegel* verfaßt hat. Auch dieser platzt vor Widersprüchen: Die Ausländer sollen sich demnach »als Deutsche fühlen«, indem man den Deutschen ihr Deutschsein im Namen der »Vielfalt« abspricht oder stark relativiert. Die »Brüchigkeit« und »Unsicherheit« der deutschen Identität wird heute im Namen dieser sogenannten »Vielfalt« – womit ironischerweise implizit eine vor allem »rassische« Vielfalt gemeint ist – systematisch brüchig und unsicher gehalten, weil die Abschaffung des Deutschen und der Deutschen der eigentliche Subtext der multikulturalistischen Politik ist. Damit wird allerdings die Möglichkeit zur Integration und Identifikation mit der deutschen Nation zunehmend erschwert. Und das deutet Kühne immerhin an: »Deutschsein existiert nur im Modus der Gebrochenheit. Dies zumindest ist die beklemmende Wahrnehmung der Nicht-Deutschen oder Noch-Nicht-Deutschen in Deutschland. Deutschsein und Deutschland stellen sich ihnen dar wie die ›Mischlinge‹ von Marc Erwin Babej: nach außen hin stählern, unantastbar, scheinbar unerschütterlich. Im Innern ein gärendes Mischmasch, von dem niemand weiß, was es ist und wohin es treibt.« Wie kurios! Das heutige Deutschland, die heutigen Deutschen erscheinen irgend jemandem »stählern, unantastbar, scheinbar unerschütterlich«? In irgendeinem linksextremen Paralleluniversum vielleicht. Und was den »gärenden Mischmasch« betrifft: Dergleichen kann man in Deutschland gewiß beobachten, aber es ist keine Frage von ein paar per Labortest errechneten Chromosomengruppen, unter denen sich kein Mensch etwas Konkretes vorstellen kann, sondern eine um sich greifende Folge der Massenzuwanderung. Ein Narr ist, wer glaubt, daß Grundgesetzbekenntnisse allein diesem explosiven Stoff eine Richtung und ein Faß geben können. ■

»Was also ist typisch deutsch? Nicht viel, wird man sagen wollen. Gewiß, gleich ob man Deutsche oder Nichtdeutsche innerhalb oder außerhalb Deutschlands fragt, ergibt sich ein kleiner Kanon von stereotypen Zuschreibungen: Gründlichkeit, Perfektion, Sauberkeit in positiven Urteilen, Pingeligkeit, Überheblichkeit, Kleinkariertheit in negativen. Viel ist das nicht. Aber der Mangel hat Methode, sowohl für die ›eingeborenen‹ Deutschen, die lernen sollen, Vielfalt zu akzeptieren, aber es nicht so recht wollen, und für die in Deutschland lebenden Ausländer und ›Einzubürgernden‹, die den Schutz dieser Vielfalt brauchen, um sich selbst, und sei es nur ein wenig, als Deutsche fühlen zu können. Denn was es schwierig macht, diese Vielfalt in Deutschland zu verankern und vielleicht sogar zu genießen, ist die 250 Jahre lange Erfahrung der Brüchigkeit, der Unsicherheit, der Erschütterungen dessen, was als deutsch gelten könnte.«

Thomas Kühne: »Deutschsein – Der gärende Mischmasch«, *Spiegel-Online* vom 11. November 2014

Die letzten Tage der Zerstörung – Bombenkrieg 1944/45

von Benedikt Kaiser

Als Luftmarschall Sir Arthur Harris, Oberbefehlshaber des britischen Bomberkommandos, im Herbst 1944 die sächsischen Großstädte Chemnitz, Leipzig und Dresden für »unbedingt zerstörungsbedürftig« befand (und sie in der Folge tatsächlich weitgehend zerstören ließ), war das keineswegs so etwas wie der Auftakt zum Bombenkrieg gegen Deutschland. Der erste Angriff hatte bereits 1940 auf Mönchengladbach stattgefunden, und ein Höhepunkt war erreicht, als Hamburg im Verlauf der »Operation Gomorrha« Ende Juli 1943 binnen zweier Wochen fünfmal bombardiert wurde. 40000 Bewohner der im Kriege hundertfach bombardierten Hansestadt kamen ums Leben, nicht wenige von ihnen erstickten in einem der »Folterkeller der Moderne«, wie Ernst Jünger Luftschutzbunker nannte. Der Bombenkrieg setzte folglich lange ein, bevor sich »Bomber Harris« diabolischen Ruhm erwarb und Dresden samt Bewohnern und Flüchtlingen im Februar 1945 dem Erdboden gleichmachen ließ.

Aufschlußreich und Anlaß für diese Chronik ist, daß der Luftkrieg gegen das Deutsche Reich um so heftiger wurde, je näher die Kapitulation rückte. Diese Verschärfung der Bombardierungsintensität traf die Bevölkerung der Großstädte ebenso wie jene mittelgroßer und kleiner Städte. Halberstadt und Nordhausen, Heilbronn und Hildesheim sind Beispiele aus den letzten Kriegsmonaten.

Ohnehin müssen zu den unmittelbaren Folgen des Bombenkriegs gegen Deutschland nicht nur Hunderttausende Tote, sondern auch Millionen Ausgebombte und fünfzig bis sechzig Prozent zerstörter Stadtflächen gezählt werden, wie der englische Historiker Richard Overy in seinem jüngst ins Deutsche übertragenen Grundlagenwerk *Der Bombenkrieg* schätzt. Overy veranschaulicht in seinem gewaltigen Panoptikum die gesamteuropäischen Dimensionen des Schreckens. Hervorzuheben sind jene Passagen, in denen der in Exeter Zeitgeschichte Lehrende hierzulande selten genannte Orte des Bombenkriegs – Bulgarien oder das besetzte Frankreich – aus dem Vergessen reißt. In bezug auf Deutschland erreicht das Werk indes nicht den Rang einer Fundamentaldarstellung, da die essentiellen Abhandlungen zu diesem Komplex seit einer Dekade vorliegen. Es war mit Jörg Friedrich ein Autor unkonventioneller Geschichtsschreibung, der versuchte, den Deutschen das Ungeheuerliche der Zerstörung ihres Landes ins Bewußtsein zu rufen und mit *Der Brand* (2002) das bleibende Grundlagenwerk vorlegte. Der eindringliche Bildband *Brandstätten* erschien nur ein Jahr später und visualisierte die ergiebige Studie.

Björn Schumachers *Die Zerstörung deutscher Städte im Luftkrieg* ist hervorzuheben, weil es neben einer umfassenden Darlegung der Kriegsschäden auch den Fragen nach »Morale Bombing«, Völkerrecht und Erinnerungskultur ihren Platz einräumt. Der Jurist akzentuiert, daß heute vielerorts die Relativierung von Verbrechen als legitimer Vergeltung für NS-Verbrechen praktiziert wird. Schumacher hält die Erinnerung an den Bombenkrieg für stark ideologisch aufgeladen. Dies reiche bis zu dem absurden Bestreben, die Opfer des zumeist angloamerikanischen Luftkriegs dem nationalsozialistischen Regime anzulasten. Dieses Prozedere werde »Einbettung in den historischen Kontext« genannt, bringe aber die illegitime Ausblendung des Kriegsvölkerrechts mit sich, gekoppelt an die Betonung einer angenommen Kollektivschuld »der« Deutschen. Das bizarre wie erfolgreiche Bestreben, die Opferzahlen in Klein- und Großstädten – wider besseres Wissen durch Dokumentationen in der unmittelbaren Nachkriegszeit – konstant herabzusetzen, ist ebenfalls in diesem Zusammenhang zu nennen und wird um so stärker forciert, je weiter die Kriegsjahre zurückliegen.

Die extremsten Auswüchse können jährlich in Chemnitz, Magdeburg oder Dresden erlebt werden, wenn verschiedenste linke Gruppierungen, die zum Teil Bundestagsparteien nahestehen, das Loblied der Massenmörder singen. Der vielbeschworene deutsche »Selbsthaß« entlädt sich in Vernichtungsphantasien, deren banalster Slogan »Bomber Harris, do it again!« im Februar 2014 gar zum »Bomber-Gate« der Piratenpartei führte und den Abstieg ihres linksextremistischen Flügels einleitete. Was militante Linke ebenso wie die Mehrheitsgesellschaft geflissentlich ausblenden, ist die von Overy, Friedrich oder Schumacher ausreichend dargelegte Tatsa-



▲ *Berlin 1944*

che, daß die Flächenbombardements vor allem für den Kriegsverlauf vollkommen irrelevante Orte (und mit ihnen die Zivilbevölkerung) trafen. Auch die Annahme, man habe sich ausschließlich für Nazi-Greuel gerächt, geht fehl. Ein Winston Churchill forderte etwa vor dem deutsch-sowjetischen Waffengang und seinen genozidalen Folgen den »absolut verwüstenden, vernichtenden Angriff gegen das Nazi-Heimatgebiet« ein. Noch in der DDR war das Bewußtsein für die Folgen solcher Verbalradikalismen schärfer als heute: Vor allem Dresden wurde seitens der sowjetdominierten Propaganda als Musterbeispiel für westliche Brutalität angeprangert. Aber auch in Chemnitz (»Zum Gedenken an 4000 Opfer anglo-amerikanischen Bombenterrors auf Chemnitz am 5. März 1945«, Sandsteinplatte, Städtischer Friedhof) oder Erfurt (»Den Opfern des Bombenterrors aus dem Zweiten Weltkrieg«, Hauptfriedhof) wurden die Flächenbombardements dezidiert als »Bombenterror« eingestuft.

Einen immerhin kleinen Einblick in die Vielfalt der Devastation eines solchen gibt die nachfolgende, freilich nur kursorische Chronik, in der Ereignisse ab Mitte 1944 zusammengefaßt sind. Wie bereits anhand einer solchen Kurzchronik deutlich wird, erreichte die Intensität des Bombenkriegs ihren vernichtenden Höhepunkt ungefähr im September 1944, als pro Minute drei Tonnen Bomben auf Ziele der Achsenmächte fielen.

4. August 1944 – Das pommersche **Anklam** wird nach dem 9. Oktober 1943 erneut bombardiert, ein weiterer Angriff folgt am 26. August 1944. Insgesamt sterben 800 Menschen, die Altstadt wird zu über 80 Prozent zerstört.
18./19. August 1944 – Bremens Industriebetriebe und Innenstadt werden zum leichten Ziel, da sie nicht mehr wirkungsvoll geschützt sind. Die Bilanz zweier Tage: Mehr als 1000 Tote und die Hälfte der Stadt in Trümmern.
24. August 1944 – Dem Bombardement des **KZ Buchenwald** fallen fast 400 Menschen zum Opfer, darunter Rudolf Breitscheid und die Tochter des italienischen Königs, Prinzessin Mafalda von Hessen.
26.–30. August 1944 – Das altehrwürdige **Königsberg** wird mehrfach angegriffen. Mindestens 3500 Menschen werden getötet, 150000 obdachlos.
11. September 1944: Darmstadt erleidet seine Brandnacht, in der schätzungsweise 12000 Menschen sterben und 66000 (von 110000) obdachlos werden.
18. September 1944 – Einen Monat nach Bremen wird auch **Bremerhaven** mit Bombenteppichen belegt. Auch hier liegt die Zerstörungsquote bei über 50 Prozent.
30. September 1944 – Bielefelds Altstadt wird zerstört, rund 650 Einwohner werden getötet.
15. Oktober 1944 – Braunschweig erlebt einen von 18 Angriffen insgesamt und zählt damit zu

▲ *Dortmund 1944*

▼ *Dresden 1945*



Nürnberg 1945

den am stärksten zerstörten Städten. Mehr als 1000 Opfer an diesem Tag, fast 3000 Bombentote im ganzen Krieg.

18. Oktober 1944 – Angriffe auf Bonn fordern mehr als 300 Tote; 20000 Menschen werden obdachlos.

16. November 1944 – In Düren sterben im Zuge der Luftangriffe auf das Ortszentrum und industrielle Betriebe über 3000 Menschen.

27. November 1944 – Die RAF zerbombt Freiburg im Breisgau. Mehr als 2700 Einwohner kommen zu Tode.

4. Dezember 1944 – Die hessische Kleinstadt Bebra meldet 64 Tote infolge eines Angriffs auf den örtlichen Bahnhof. Am selben Tag wird Heilbronns bunkerloses Zentrum restlos zerstört. 6500 Einwohner finden den Tod.

17. Dezember 1944 – Die Deutz-Werke in Ulm werden wie zwei Drittel der Innenstadt durch RAF-Bomber zerstört, 606 Menschen sterben, 50000 werden obdachlos. Das benachbarte Neu-Ulm wird gar zu 80 Prozent zerstört und verzeichnet 1200 Tote.

16. Januar 1945 – Magdeburg erlebt dreihundert Jahre nach seiner Verheerung durch kaiserliche Truppen seine zweite Zerstörung. 4000 Bürger überleben die Bombardements nicht, die der Altstadt sowie Industriebetrieben gelten.

1. Februar 1945 – Das steirische Graz wird von US-Bombern heimgesucht; 83 Personen sterben. Auch in Siegen greifen Flugzeuge der US-Luftwaffe an, zum Teil handelt es sich dabei um Tiefflieger (77 Tote). Nur einen Tag später sterben 128 Menschen bei Angriffen der RAF.

3. Februar 1945 – Die Reichshauptstadt wird zum 288. Mal bombardiert. Tausende sterben; im gesamten Luftkrieg über Berlin bis zu 50000.

6. Februar 1945 – Thüringens Kleinstädte geraten ins Visier amerikanischer Bomber: unter anderem sterben in Gotha 450, in Arnstadt 85, in Ohrdruf 69, in Mohlsdorf bei Greiz 13 Personen.

9. Februar 1945 – In Jena fliegen Piloten der US Air Force mehrere Angriffe, ca. 100 Personen kommen zu Tode. Wenige Kilometer weiter töten die Bomben 460 Menschen in Weimar.

13./14. Februar 1945 – In einer bis dahin beispiellosen Folge von Angriffswellen mit ungeheurer Intensität wird Dresden vernichtet. Zehntausende Dresdner und Flüchtlinge aus den Ostgebieten sterben im Bombenhagel, verbrennen im Feuersturm, sterben auf den Elbwiesen, werden lebendig begraben oder ersticken. Ablenkungsangriffe der Briten werden zuvor unter anderem auf Magdeburg und Leipzig gemeldet. Die Schätzungen der Opferzahlen reichen von



Paderborn 1945

25 000 bis 275 000 (»Historikerkommission« 2010: bis zu 25 000, DDR-Geschichtsschreibung: ca. 35 000, Jörg Friedrich: 40 000, Björn Schumacher: 130 000 bis 150 000, Wolfgang Schaarschmidt: 150 000, Konrad Adenauer 1955/Stadt Dresden 1992: 250 000, Report of the Joint Relief Commission of the International Red Cross 1941–1946, Genf 1948: 275 000).
15. Februar 1945 – Dresden brennt noch, da wird auch das nördlich gelegene **Cottbus** anvisiert. Angriffe auf Industrieanlagen und Reichsbahn fordern mehr als 1000 Menschenleben.
18./19. Februar 1945 – Das rheinische **Wesel** wird von der RAF ins Visier genommen; 600 Menschen kommen um.
19. Februar 1945 – Erneut trifft es **Jena**. Mehr als 700 Tote.
21. Februar 1945 – In den späten Abendstunden wird **Worms** durch britische Bomber angegriffen, 239 Menschen sterben.
22. Februar 1945 – Zahlreiche Angriffe der US-Bomber: unter anderem 200 Tote in **Ulm**, 100 in **Marburg**, 150 in **Uelzen**, 90 in **Höxter**, 300 in **Salzwedel**, 150 in **Ludwigslust**, 200 in **Wernigerode**.
23. Februar 1945 – Nach Dresden folgt ein zweites Fanal. Fast 20 000 Menschen überleben die schweren Angriffe auf **Pforzheim** nicht. Und die USAAF fliegt Angriffe auf Dutzende weitere Städte (»Operation Clarion«), darunter militärisch so wenig relevante Orte wie **Crailsheim** (40 Tote), **Plauen** (380), **Ellingen** (94), **Weissenburg** (21), **Hildburghausen** (55), **Meiningen** (200), **Knittelfeld** (218) und **Oettingen** (199). Auch **Treuchtlingen** wird bombardiert. In dieser mittelfränkischen Kleinstadt sterben 600 Menschen.
25. Februar 1945 – Fast 300 **Erfurter** fallen den schweren Angriffen auf ihre Industrie- und Militäreinrichtungen zum Opfer.
27. Februar 1945 – US-amerikanische Bomber werfen ihre Last über der Geisterstadt **Dresden** ab; weitere 1000 Menschen kommen ums Leben.
1. März 1945 – **Bruchsals** Ortskern wird vollständig aus der Luft zerstört. 1000 Menschen werden getötet. Zahlreiche Kleinstädte, darunter **Ingolstadt** und **Göppingen**, melden 15 bis 500 Tote.
2. März 1945 – **Dresden** bleibt trotz restloser Zerstörung im Visier der US-Bomber: 220 Tote.
5. März 1945 – Das »deutsche Manchester«, die westsächsische Großstadt **Chemnitz**, erfährt schwerste Bombenangriffe. Die Altstadt wird zur Gänze vernichtet, die gesamte Stadt zu drei Vierteln. 2100 Menschen fallen den Bomben an diesem Tag zum Opfer, im gesamten Krieg 4000.
6. März 1945 – 500 Personen sterben in **Sassnitz** auf der Insel Rügen infolge von RAF-Angriffen.
7. März 1945 – Bomberstaffeln zerstören 80 Prozent des anhaltischen **Dessau**: 600 Tote, 20 000 Ausgebombte.
8. März 1945 – 25 Menschen sterben bei einem Treffer auf ein Lazarettschiff in **Kassel**. Dort kommen einen Tag später weitere 50 Menschen bei Luftangriffen zu Tode.
10. März 1945 – Unter dem Deckname »Bugle« fliegen anglo-amerikanische Verbände Angriffe auf rund 20 Städte.
12. März 1945 – Die Ruhrgebietsmetropole **Dortmund** verzeichnet 98 Prozent Zerstörung

in den inneren Stadtvierteln und bis zu 6000 Tote. Swinemünde auf der Halbinsel Usedom wird von US-Bombern und -Tieffliegern ins Visier genommen. Die von Tausenden Flüchtlingen aus den Ostgebieten als Schutzraum auserkorene Stadt wird zerstört, desgleichen einige Lazarettschiffe, 23 000 Menschen sterben.

14. März 1945 – Zahlreiche Städte im gesamten Reichsgebiet werden bombardiert, darunter Wiener Neustadt, Graz, Hannover, Hameln, Osnabrück, Gütersloh und Bielefeld. In Zweibrücken und Homburg sterben alleine jeweils rund 200 Menschen.

15. März 1945 – Hagens Innenstadt wird von mehreren Angriffswellen heimgesucht. Rund 2000 Menschen fallen diesen Schlägen zum Opfer; alleine in einem überfüllten Hagener Bunker sterben 400. Auch über Gardelegen fallen US-Bomben, sie töten 52 Einwohner.

16. März 1945 – Im Inferno von Würzburg werden mehr als 5000 Menschen getötet. Vier Fünftel der unterfränkischen Stadt werden vernichtet.

19. März 1945 – Auch in Hanau wird die Altstadt »pulverisiert«. Über 2000 Menschen sterben.

22. März 1945 – 300 Menschen sterben im westfälischen Dorsten, das zu mehr als 90 Prozent zerstört wird. Im niedersächsischen Hildesheim werden Industriebetriebe ebenso zur Zielscheibe wie die Altstadt. Mehr als 1500 Menschen werden getötet.

23. März 1945 – In den Morgenstunden wird das »ungewarnte, vollbewohnte« Dinslaken »mit Phosphor- und Sprengbomben überschüttet« (J. Friedrich); 511 Einwohner, fast ausschließlich Frauen und Kinder, sterben, in die Wälder flüchtende Zivilisten werden von Tieffliegern gejagt.

25. März 1945 – Das militärisch unbedeutende Münster wird seiner Altstadt beraubt. Insgesamt sterben rund 1000 Menschen; zwei Drittel Münsters sind zerstört.

31. März 1945 – Brandenburg/Havels übriggebliebene Industrie (LKW-Werk Opel) wird Ziel westalliierter Bomber. In Halle/Saale sterben 800 Menschen, in Karlsruhe 1700 infolge von US-Luftangriffen.

3./4. April 1945 – Nordhausen wird zweimal schwer bombardiert. 8800 Einwohner, Flüchtlinge und KZ-Häftlinge (1300) sterben.

6. April 1945 – Erneut trifft es das völlig ausgebrannte Dresden. 350 weitere Tote sind zu verzeichnen.

8. April 1945 – Die ungeschützte mitteldeutsche Fachwerkstadt Halberstadt wird im Rahmen der britischen Area Bombing Directive zerstört. 2500 Halberstädter, darunter viele Kranke und Verwundete aus fünfzehn Lazaretten, überleben diese Angriffe nicht. Von 19 000 Wohnungen werden 9500 vernichtet. In Hof/Saale sterben über 200 Menschen bei Bombardements durch US-Amerikaner auf das Bahnhofsviertel.

9. April 1945 – Immer wieder Thüringen: In Pössneck sterben bei Bombardements 58 Menschen, in Saalfeld übr 200, in Rudolstadt 35.

10./11. April 1945 – Das vogtländische Plauen ist trotz militärstrategischer Irrelevanz Ziel von RAF-Attacken. Rund 890 Bürger sterben. Die RAF fliegt weitere Angriffe auf Dresden. Wiederum kommen mehr als 300 Dresdner und Flüchtlinge um.

11. April 1945 – Insbesondere das Bahnhofsviertel der Richard-Wagner-Stadt Bayreuth wird Ziel des Bombenkriegs. Mehr als ein Drittel der Stadt wird in der Phase des Kriegsendes noch zerstört, 1000 Personen sterben.

14. April 1945 – Potsdam wird zur Zielscheibe. Fast 3500 Menschen überleben die Bomben, die 500 Flugzeuge der RAF abwerfen, nicht.

16. April 1945 – Die US Air Force bombardiert Zerbst; mehr als 550 Tote.

17. April 1945 – Bei Angriffen auf das Bahnhofsgelände von Schwandorf in der Oberpfalz kommen 1250 Menschen, Flüchtlinge und Ortsansässige, ums Leben.

18. April 1945 – Bayern gerät in den Fokus der Bomber: In Cham sterben 28, in Traunstein 124, in Erding 120, in Freising 228, in Passau 140 und in Rosenheim fast 200.

21. April 1945 – In der oberösterreichischen Kleinstadt Attnang-Puchheim kommt es zu Bombenangriffen und Tieffliegerattacken, da – weniger als drei Wochen vor der bedingungslosen Kapitulation – befürchtet wird, von hier aus werde Nachschub für die alpenländische Front verschoben. 700 Personen sterben.

22.–24. April 1945 – Die Hansestadt Bremen wird wiederholt bombardiert: 300 Menschen werden getötet.

24. April 1945 – In Bad Oldesloe verursachen RAF-Bombenabwürfe 700 Tote, darunter sind zahlreiche Flüchtlinge.

25. April 1945 – Der Norden bleibt im Fokus: Schwere Luftangriffe seitens französischer, britischer und kanadischer Bomber auf das Eiland Wangerooge, auf dem noch wichtige militärische Anlagen vermutet wurden. 300 Menschen sterben, fast die Hälfte von ihnen Zwangsarbeiter.

1. Mai 1945 – Salzburg, das nicht verteidigt wird, vermeldet 20 Bombentote.

3. Mai 1945 – An diesem Tag fliegt die RAF noch über 900 Einsätze in Norddeutschland. Dabei kommt es zu einem Angriff britischer Flugzeuge auf überladene deutsche Schiffe in der Lübecker Bucht. 7000 vormalige KZ-Häftlinge sterben ebenso wie 1000 weitere Personen. ■

Literaturhinweise:

Jörg Friedrich: *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*, München 2002;

Jörg Friedrich: *Brandstätten. Der Anblick des Bombenkriegs*, München 2003;

Wolfgang Schaarschmidt: *Dresden 1945. Daten – Fakten – Opfer*, München 2005 (zuletzt: Graz 2009);

Lothar Fritze: *Alliierte Flächenbombardements im Zweiten Weltkrieg*, München 2007;

Björn Schumacher: *Die Zerstörung deutscher Städte im Luftkrieg*, Graz 2008;

Richard Overy: *Der Bombenkrieg. Europa 1939–1945*, Berlin 2014.

Die Gedächtnisstätte Guthmannshausen

von Klaus Hammel

Anfang August wurde in Gegenwart zahlreicher Gäste die Gedächtnisstätte Guthmannshausen in der Nähe von Weimar eingeweiht. Mit dieser Gedenkstätte hatten sich die Initiatoren das Ziel gesetzt, einen längst überfälligen Ort der Erinnerung für die deutschen Opfer des Zweiten Weltkrieges durch den alliierten Bombenkrieg, die Vertreibung, die Deportation deutscher Zivilisten und die in den Gefangenenlagern der ehemaligen Kriegsgegner umgekommenen Soldaten der Wehrmacht zu schaffen.

In einer kreisförmigen Anordnung stehen in regelmäßigen Abständen zwölf Steine (Granitwände), den Kreismittelpunkt bildet ein Obelisk, ebenfalls aus Granit. Umrahmt ist das Denkmal von den Bäumen des Parks des ehemaligen Herrenhauses, dies gibt der Gedenkstätte den Charakter eines Haines. Auf den Vorder- und Rückseiten sind die Granitflächen beschriftet, man liest die Opferzahlen (Gesamtzahlen, Bezüge auf einzelne Regionen oder bestimmte Opfergruppen) und die Aussprüche bekannter deutscher Dichter oder die Wiedergabe historischer Inschriften.

Die Gedenkstätte bietet den Eindruck eines Ortes würdevoller Erinnerung und Trauer, ohne jegliche Aggressivität, es sei denn, man würde in einer unzutreffenden Interpretation durch den Hinweis auf die Leiden der Opfer nicht nur eine Beschreibung von Tatsachen, sondern eine Anklage an die Verursacher herauslesen wollen.

Wie zu erwarten steht die Anlage unter der diffamierenden und polemischen Kritik der Antifa, einschlägiger politischer Gruppierungen (vor allem der Partei die Linke) und willfähriger Medien. Die Hausherren der Anlage in Guthmannshausen machen denn auch aus guten Gründen die Gedenkstätte nicht der Öffentlichkeit zugänglich. An den Vandalismus gegenüber Denkmälern mit einer nationalen Sinngebung hat man sich mittlerweile gewöhnt. Diese Stätten werden selbst dann geschändet, wenn sie überwiegend nichts mit der Periode des Nationalsozialismus zu tun haben. Die Behauptung, nur Rechtsradikale würden solche Gedenkstätten pflegen, wird noch übertroffen durch die Forderung, die Erinnerung an deutsche Opfer müsse stets in den »Kontext« von NS-Verbrechen gestellt werden. Geschehe dies nicht, sei jedes Gedenken in sich schon eine Relativierung dieser Verbrechen, eine Verkehrung von Ursache und Wirkung und im schlimmsten Falle eine Herabsetzung der Opfer des Holocausts.

Das Projekt der Gedächtnisstätte Guthmannshausen wird durch einen eingetragenen Verein betreut, der auch 1992 der Initiator war. Zum Kreis der Vereinsgründer gehörte auch der Rechtsanwalt Hajo Herrmann, einer der bekanntesten Jagdflieger des Zweiten Weltkrieges. Die Verwirklichung der Gedächtnisstätte, zunächst in Borna in Sachsen vorgesehen, scheiterte 2009 am Widerstand der sächsischen Behörden und auch wohl an Zwistigkeiten innerhalb des Vereins. Eine Trennung von dem durch die Bundesregierung auf Drängen des Bundes der Vertriebenen verfolgten Projekt »Zentrum gegen Vertreibungen« wurde vollzogen, als klar wurde, daß angesichts der Befindlichkeiten europäischer Nachbarn ein Gedenken an die Vertriebenen aus dem deutschen Osten und dem Sudetenland nur im Kontext mit anderen europäischen Vertreibungen zu erwarten war. Auch das Land Thüringen versuchte zweimal mit gerichtlichen Entscheidungen über die Umstände des Erwerbs des Rittergutes Guthmannshausen das Projekt zu verhindern. Angesichts dieser Vorgänge wird die Zukunft erweisen müssen, von welchem Erfolg das mit soviel Idealismus betriebene Projekt begleitet sein wird.

In seinem eindrucksvollen, Depressionen verursachenden Buch über die Vergewaltigungen deutscher Frauen, Mädchen und selbst Kinder durch die Soldaten der Roten Armee (*»Frau, komm!«*, Graz 2009) stellt Ingo von Münch fest, daß Mitgefühl und Empathie einerseits sowie die Empörung über dies wahrhaft einzigartige Verbrechen andererseits von den Schuldzuweisungen der Deutschen an sich selbst beziehungsweise von der Relativierung der Verbrechen anderer überdeckt werde: »Der Topos der Deutschen als ›Volk der Täter‹ ist offensichtlich eine sehr eigene (deutsche) Verurteilung, die keine Parallele in anderen Ländern findet.«

Im *Antigone*-Drama von Sophokles fordert der Seher Teiresias von Kreon, dem König von Theben, der Polyneikes (dem Bruder der Antigone) das der Sitte entsprechende Begräbnis verweigert, weil sich dieser gegen die Gesetze des Staates vergangen hatte: »Drum gib dem Toten nach und stich nicht weiter ein, auf den, der umgekommen! Welche Heldentat, den Toten nochmals zu töten!«

Sophokles läßt keinen Zweifel daran, daß Polyneikes schuldig war. Welche »Schuld« dagegen an Hitlers Politik und Kriegführung, so



Der »Verein Gedächtnisstätte« öffnet sein Denkmal in Guthmannshausen für Besucher nach telephonischer Anmeldung beim Verwalterpaar (036373-99 87 83). Eine Besichtigung ohne Anmeldung ist nicht möglich.

fragt von V. Münch, hätten die Vergewaltigungsopfer, und welche »Schuld« ordnete Frau Orosz, die derzeitige Oberbürgermeisterin von Dresden, den Bombenopfern des 13./15. Februar 1945 zu?

Mit der Aussage während des »Tages der Heimat« 2014, Vertreibung sei stets Unrecht, hat Bundeskanzlerin Merkel auch die Vertreibung von 14 Millionen Deutschen kategorisiert. Erwartungsgemäß hat sie dies sofort relativiert mit dem Hinweis auf den »von Deutschland entfesselten Krieg und die Verbrechen der Nationalsozialisten«, Millionen von Toten und unermeßliches Leid – dies sei Deutschlands immerwährende Verantwortung.

Schon 1986 hat der Historiker Andreas Hillgruber den Forschungsstand über den Untergang des deutschen Ostens 1944/45 wiedergegeben (*Zweierlei Untergang*). Die Ursachen zur Vertreibung sind auf polnische Vorstellungen von einem neuen Großpolen zurückzuführen, die nach 1918, in der Zwischenkriegszeit und immer noch 1944/47 wirksam waren. Noch stärker waren sie von den Planungen der westlichen Alliierten für eine Nachkriegsordnung in Europa und Stalins Absichten, ein vorgeschobenes Glacis in Mitteleuropa zu schaffen, bedingt. Die Vertreibung der Deutschen war also nicht durch die deutschen oder sowjetischen Vertreibungsakte zwischen 1939 und 1944 und auch nicht durch den Westtransfer von Teilen der polnischen Bevölkerung verursacht. Unter moralischen Aspekten ist zu bemerken, daß das »lex talionis« des Alten Testaments von den zivilisierten Staaten im Laufe eines Humanisierungsprozesses aufgegeben worden ist. Es beruhte auf dem Prinzip der Vergeltung. Selbst unter diesen Bedingungen aber galt der Grundsatz der Selbstverantwortung. Das entwickelte Völkerrecht des 20. Jahrhunderts beruht darauf, daß die Kriegsparteien, ungeachtet der Ursachen des Kriegsbeginns und der in Anspruch genommenen moralischen Rechtfertigung der Kriegszwecke, an die gleichen rechtlichen Auflagen der Kriegführung gebunden sind. Wenn unter diesen Umständen der alliierte Bombenkrieg mit dem Satz »Wer Wind sät, wird Sturm ernten« gerechtfertigt wird, dann ist dies wohl nur in Deutschland möglich.

Vor diesem Hintergrund war die Errichtung der Gedächtnisstätte in Guthmannshausen eine notwendige Tat, und zu hoffen ist, daß in und an ihr nichts weiter geschieht, als daß würdig den unzähligen deutschen Opfern gedacht wird. ■

Filmstart 1944: »Opfergang« – Die Erfindung des Farbtonfilms

von Sebastian Hennig

Am 8. Dezember vor siebzig Jahren, als den Deutschen dämmerte, was ihnen bevorstand, schlug der Filmkunst in Deutschland noch eine große Stunde. Seit einem Vierteljahr waren die Schauspiel- und Konzerthäuser geschlossen. In Trümmern lagen auch zahlreiche Filmtheater. Diese Umstände verliehen der Uraufführung von Veit Harlans Melodram *Opfergang* in Hamburg eine symbolische Dimension. Den Zuschauern strahlte von der Leinwand in überirdisch schönen Farbfilmaufnahmen eine Stadt entgegen, die draußen längst zu Schutt zerrieben war. Ohne die aktuelle Wirkung wäre der Film möglicherweise nie in die Kinos gekommen, da der Propagandaminister sich zunächst abgestoßen von der vermeintlichen Todeserotik des Werks gezeigt hatte. Als sich dann im Februar 1945 der Erfolg beim Publikum ebenso abzeichnete wie die Niederlage Deutschlands, lobte er gegenüber dem Regisseur die bezwingende Darstellung der Todesnähe. Gedreht wurde für *Opfergang* in Hamburg, kurz vor den großen Angriffen, in der Zeit von August 1942 bis Januar 1943. Erst im Februar 1944 gab die Prüfstelle den Film frei. Eine erste öffentliche Aufführung erfolgte im Oktober in Stockholm, der Geburtsstadt Kristina Söderbaums, der Hauptdarstellerin und Gattin des Regisseurs.

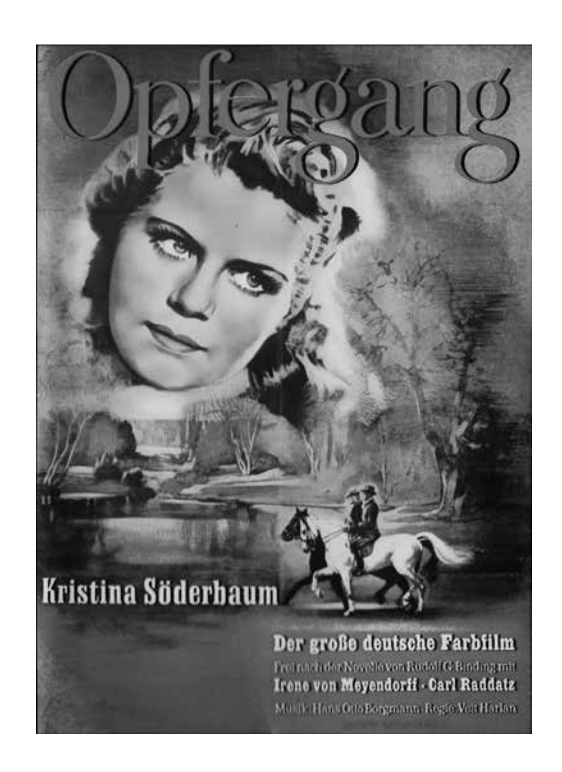
Zur Legende über den frühen deutschen Kunstfilm gehört die Behauptung seines gewaltsamen Abwürgens – es seien nach 1933 in Deutschland angeblich nur noch handwerklich biedere Industrieproduktionen entstanden. Das internationale Kinopublikum hat das damals anders gesehen, ebenso die Fachleute der Branche. Jean-Luc Godard wagte 1990 sogar die Behauptung: »Der deutsche Film der großen Ufa-Zeit ist der einzige, der gegen Hollywood gekämpft hat … Nach dem Krieg ist das zusammengebrochen, aber der deutsche Film hat sich wirklich europäisch gegeben. Und er war der einzige, der beinahe die Mittel dazu gehabt hatte.«

Zwei wesentliche technische und ästhetische Herausforderungen wurden in dieser Phase bewältigt. Der Tonfilm und ein Jahrzehnt später der Farbfilm eröffneten der Filmkunst jeweils ein völlig neues Metier. Fritz Langs *M.* war 1931 noch ein ungehobeltes Experiment voller Lärm und Hysterie. Fünf Jahre später gelingt dann Veit Harlan mit der Verfilmung von Lew Tolstois Erzählung *Die Kreutzersonate* zum erstenmal eine überzeugende Verbindung ruhiger Dialoge mit bewegten Figuren. Den Zuschauern wurde eine noch nie dagewesene Empfindung von Nähe vermittelt. Das Publikum war fasziniert von diesem neuartigen Kino. Der erste deutsche Farbfilm, Georg Jacobys *Frauen sind doch die besseren Diplomaten* (1941), war dann eher noch ein Buntfilm. Ein Jahr später gelang auch in diesem Bereich Veit Harlan der Durchbruch: *Die goldene Stadt* wurde der größte kommerzielle Erfolg jener Jahre. Allein die stilbewußten Einwohner des besetzten Paris bescherten *La ville dorée* einen Zulauf von gut einer halben Million Zuschauern.

Die Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung nahm den 115. Geburtstag des Regisseurs in diesem Herbst zum Anlaß einer kleinen Retrospektive. Neben *Die Kreutzersonate* und *Die goldene Stadt* wurde *Immensee* (1943) gezeigt, der von derselben Herstellungsgruppe parallel zu *Opfergang* gedreht wurde.

Opfergang hat sich seine Aura bis heute erhalten. Die Verfilmung der Erzählung von Rudolf G. Binding erweist sich besonders wählerisch in bezug auf Requisite und Garderobe. Diese bewirken berauschende Komplementärkontraste der Farben – so etwa, wenn Aelskling Flodéen (Kristina Söderbaum) im langen roten Kleid als Bogenschütze auf der grünen Wiese steht oder die Tönung ihrer Haut als Reiterin in neutraler Badebekleidung auf einem Schimmel sich vor dem Blau von Meer und Himmel abhebt. Ein derart verselbständigtes Spiel mit den Farben wurde erst zwei Jahrzehnte später von Michelangelo Antonioni in seinem ersten Farbfilm, *Il deserto rosso,* wieder aufgenommen. Antonioni sagte damals, er finde den Gedanken abwegig, einen Film entweder in Farbe oder in Schwarzweiß zu drehen, da die Farbe kein nebensächliches Detail sei. Harlans bester Film zeigt sich von dieser Einsicht bereits völlig durchdrungen.

Der deutsche Film trat mit diesem Werk wieder in die quirlende Phase jenes Wagemuts, der bereits die Anfänge in den zwanziger Jahren geprägt hatte. Harlan war so etwas wie der Murnau des Farbtonfilms. Ästhetisches Neu-



land betrat er im Schrittmaß eines Klassikers. In die von Farbe und Musik verursachte Aufregung stellte er eine ruhige, fast unbewegliche Kamera, die sich kaum von den Schauspielern löst. Und weil sie nicht hektisch durch alle Ecken streift, sondern gewissenhaft die Menschen beobachtet, erlangen die Filmbilder eine große Autorität.

Als Albrecht Froben (Carl Raddatz) von einer Fernostreise zurückgekehrt ist, kann er sich nicht so leicht wieder einfügen in die gediegene Hamburger Gesellschaft. Ihn fasziniert die rätselhafte Nordländerin Aels Flodéen, welche über den Sommer auf dem Nachbargrundstück wohnt. Dann heiratet er seine milde Cousine Octavia (Irene von Meyendorff), die den kameradschaftlichen Umgang mit einer ihr wesensfremden Frau duldet. Alle Beteiligten bezähmen ihre Leidenschaften, die darum nur desto wilder in ihnen aufkochen. Als die erkrankte Aels das Bett hüten muß, reitet Albrecht zum täglichen Gruß vor ihrem Fenster vorbei. Sie bittet ihn, ihr Kind aus dem Hafenviertel zu bergen, wo Typhus ausgebrochen ist. Froben steckt sich an. Statt seiner reitet nun Octavia im Männerkostüm grüßend am Tor vorbei. Mit surrealen Überblendungseinstellungen und jenseitiger Musik steuert der Film einem Ende von Verkleidung, Entsagung und Fiebertraum entgegen.

Der Eros ist die vorwaltende Macht der Handlung. Die Personen handeln in *Opfergang* weder kümmerlich noch tollkühn. Durch die Selbstverleugnung gelangen die Figuren zu ihrem Selbst. Das Leben ist großartig, und die Lebenden werden dagegen immer kleinlauter, je mehr sich ihnen davon enthüllt. »Wir lieben uns, mein Freund. Und es wird schlimm.«, sagt Aels. Die Entsagung ist keine Prüderie. Sie ist heroisch verhaltene Leidenschaft. Ruhepole entstehen dort, wo die Kräfte durch ihre Überlagerung gelähmt sind. Nur weil der Trieb nicht zur vorläufigen Erlösung in einem bestimmten anderen findet, ist er nicht inhuman, oder gar ein Todestrieb. Gewiß ist der Tod allgegenwärtig. Er ist die andere Seite der Medaille. Harlan unternimmt hier einen Drahtseilakt zwischen dem allgemeinen Empfinden der Gefährdung inmitten eines katastrophal sich neigenden Krieges und der unverminderten Präsenz einer prachtvollen Welt. Auch dieser Zusammenbruch ereignet sich im Frühjahr. Der Geruch der Verwesung mischt sich mit dem der erblühenden Veilchen und Narzissen. Die in der Agonie halluzinierende Aels fragt die Erscheinung von Albrecht Froben: »Bist du es wirklich?« Der erwidert darauf: »Wer kann sagen, was wirklich ist?« Es ist ein Film für Erwachsene, die ahnen oder erfahren haben, was hinter ihren Illusionen liegt.

Opfergang ist ein Nachklang jener großen deutschen Kultur, die Einfühlung und Beherrschung zu verbinden wußte. Der Regenbogen über dem Leuchtturm von Hiddensee und das bewegte Meer erinnern an Caspar David Friedrich. Schon dieser verwendete keinen symbolistischen Zeichensatz, um irgendwelche philosophischen Botschaften damit zu verschlüsseln. Seinen Werken liegt die Gewißheit zugrunde, daß die sichtbare Welt an sich bedeutungsvoll ist. Es ist eine Bedeutung, die sich nicht anders ausspricht als in der unverstellten Sichtbarkeit der Dinge selbst. Wie die frühen deutschen Stummfilme aus dem Geist der romantischen Schauergeschichten von E. T. A. Hoffmann erwachsen, so kommt vieles an Veit Harlans farbiger Weltschau von Goethes Entsagenden und seiner Vorstellung einer beweglichen Ordnung her. Aber auch die *Wahlverwandschaften* kommen dabei in den Sinn. Dem Kinopublikum war das damals noch gegenwärtiger als heute.

Zur Reihe »Carte Blanche« lädt das Filmmuseum Frankfurt am Main seit Jahren bekannte Filmleute dazu ein, ihren Wunschfilm vorzustellen. 2012, zu seinem sechzigsten Geburtstag schenkte sich der Regisseur und zehnfache Grimme-Preisträger Dominik Graf eine Aufführung von *Opfergang*. In der Einleitung verwies er pflichtgemäß auf das problematische Umfeld der Entstehung des Meisterwerks, um fortzufahren: »... dennoch bitte ich um Gnade für diesen Film. Harlan erreicht hier eine Kunsthöhe, die wir im deutschen Film seither gar nicht mehr toppen konnten. Farbenspiele, Lichtreflexe versprech' ich ihnen, die sie so noch nie gesehen haben.« Um sein Plädoyer für Harlans Meisterschaft in ordnungsgemäße Beziehung zu setzen, taucht er am Schluß ein weiteres Mal den schwarzen Tuschpinsel ein: »Goebbels haßte den Film aufgrund seiner Morbidität und abgründigen sinnlichen Atmosphäre. Ich denke, man sollte Harlan vielleicht die Ehre antun, diese überragenden Qualitäten in seinen Arbeiten, und da gibt es einige davon, irgendwann anzuerkennen. Viel Vergnügen.«

Richtiger hieße es, »wieder anzuerkennen«, denn *Opfergang* war ein absoluter Blockbuster, ein Riesenerfolg auch im Ausland. Die Zahlen der Kinobesucher in der Schweiz beispielsweise überwogen jene der zeitgleich laufenden amerikanischen Produktionen bei weitem. ■

»Die barbarische Gestalt der Unbildung« – Konrad Paul Liessmanns neue Streitschrift

von Erik Lehnert

Um sich aus einer mißlichen Lage zu befreien, muß man sie zunächst erkennen wollen: »Als Robinson Crusoe sich nach dem Schiffbruch an Land gerettet und einigermaßen erholt hatte, besann er sich auf die Fähigkeiten eines guten Bürgers: Er verschaffte sich einen Überblick über das Wrack; er machte Inventur; er bilanzierte seine Möglichkeiten; und er analysierte seine Situation.« So eröffnete Dietrich Schwanitz vor 15 Jahren sein Buch *Bildung. Alles, was man wissen muß,* und er fuhr fort: »Wir sind, was die Bildung betrifft, in der Lage Robinsons. Wir haben Schiffbruch erlitten. Das ist schlimm, aber es ist keine Katastrophe, solange man seine Moral behält, nicht in Panik gerät, lernfähig ist und zäh genug, alles wieder neu aufzubauen.«

Zwei Einwände drängen sich gegen diese optimistische Sicht der Dinge auf: Erstens sind wir nicht allein und müssen einkalkulieren, daß andere zu einer ganz anderen Einschätzung der Lage kommen. Und zweitens können wir, wenn wir ehrlich sind, die Situation vielleicht überschauen, sie aber kaum über einen geringen Wirkungskreis hinaus bewältigen. Dafür sprechen schon die unzähligen Bücher, die jedes Jahr zum Thema Bildung erscheinen.

»Dabei wäre alles so einfach.« Mit diesem Satz leitet der Philosoph Konrad Paul Liessmann, Jahrgang 1953, in seiner Streitschrift *Geisterstunde. Die Praxis der Unbildung* (Wien: Zsolnay 2014. 191 S., 17.90 €) jeweils seine Kontrapunkte zu den zahlreichen Aspekte der Unbildung ein. Liessmann fängt mit der grundsätzlichen Frage nach dem Charakter von Bildung an, der in der gegenwärtigen Wahrnehmung zwischen (beruflichem) Heilsversprechen durch gute Bildung und dem katastrophalen Zustand des Bildungswesens angesiedelt sei. Beide Extrembeschreibungen seien falsch, und vor allem habe Bildung nichts mit einem möglichen Lebensglück zu tun. Denn wenn man die Ansprüche der Bildung, beispielsweise die Urteilskraft, ernst nehme, führe sie in den Selbstzweifel, weil die Welt um einen herum plötzlich nicht mehr simpel funktioniere: »Die Vorsicht, Skepsis und Bescheidenheit eines in dieser Weise Gebildeten würde ihn einer Welt der gnadenlosen Selbstdarsteller und zutiefst Überzeugten zu einer einsamen und verunsicherten Figur machen. Glück sieht anders aus.« Aus diesem überzogenen Anspruch und der Instrumentalisierung von Bildung für den Wettbewerb folge die Logik der Bildungskatastrophen, die permanente Reformen erforderten. Diese Hysterie verstelle den Blick auf die Möglichkeiten und Grenzen der Bildung. Dabei wäre alle so einfach: Bildung brauche Stabilität.

Das Bildungsthema beschäftigt Liessmann, der an der Universität Wien Philosophie lehrt und durch seine lebensnahe Vermittlung philosophischer Theorien (beispielsweise im Radio) über den universitären Bereich hinaus Bekanntheit erlangt hat, schon länger. Seine vor acht Jahren erschienene *Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft* brachte ihm in Österreich den Titel »Wissenschaftler des Jahres« ein. Bereits damals lautete seine Forderung: »Schluß mit der Bildungsreform«. Denn der Ruf nach Reformen führe zu einem Teufelskreis, weil mit jeder Reform der Reformbedarf steige. Überhaupt sei die Reform zur »politischen Ideologie« der Gegenwart geworden, der sich niemand entziehen könne. In der Tat: Jedem Politiker wird ein Verzicht auf Reformen als Feigheit und Untätigkeit ausgelegt, was zur permanenten Reform führt, die keiner konkreten Begründung mehr bedarf. Statt dessen wird auf politische Notwendigkeiten verwiesen, etwa auf die Globalisierung, die eine Angleichung der Standards erfordere. Diese Aufmischung der Bildung durch den unseligen Rhythmus politischer Wahlperioden ist für Liessmann ein Resultat der Dummheit, mit der Möglichkeit, »daß die Priester der Wissensgesellschaft an diesen Unsinn selbst nicht glauben, sondern solche Ideologeme zynisch verbreiten, um die Geschäfte ihrer Herren zu stützen«.

Aber: »Was die Bildungsreformer aller Richtungen eint, ist ihr Haß auf die traditionelle Idee von Bildung. Daß Menschen ein zweckfreies, zusammenhängendes, inhaltlich an den Traditionen der großen Kulturen ausgerichtetes Wissen aufweisen könnten, das sie nicht nur befähigt, einen Charakter zu bilden, sondern ihnen auch ein Moment von Freiheit gegenüber den Diktaten des Zeitgeistes gewährt, ist ihnen offenbar ein Greuel.«

Das neue Buch ist der Praxis gewidmet, der Umsetzung des Ziels, einen »flexiblen, mobilen

und teamfähigen Klon« in den Schulen und Universitäten zu erzeugen. Man muß es Liessmann hoch anrechnen, daß er sich nicht lediglich auf die Hochschulen beschränkt, wie das in vielen Büchern zum Zustand der Bildung geschieht, sondern ein Hauptaugenmerk auf die Schule und dabei auch die ersten Schuljahre legt. Besonders konservative Bildungskritiker gehen gern gleich den Schritt zum Gymnasium oder gar zur Universität, weil sie Grundlagen der Bildung – Lesen, Rechnen, Schreiben – immer noch für selbstverständlich halten. Mit dieser Einstellung lag man vielleicht bis in die neunziger Jahre richtig. Doch seitdem hat man sich bis zu diesen Grundlagen vorgeklopft. Das wird bei Liessmann unter anderem unter der Überschrift »Analphabetismus als geheimes Bildungsziel« abgehandelt und beginnt mit der »gespenstischen Erfahrung«, daß eine Mutter sich am Tag der offenen Tür in den Unterricht ihrer Tochter setzt und dort mit ansehen muß, daß die Lehrerin das Wort »Tieger« an die Tafel schreibt; was kein Fehler ist, sondern die Konsequenz aus der Lernmethode »Schreiben nach Gehör«. Die Folge: Jeder kann schreiben, wie er will, und »wer gar nicht will, kann am Ende weder lesen noch schreiben«.

Die Reaktion auf diese sehr konkrete Bildungskatastrophe ist nicht, daß man wieder beginnt, auf korrekte Rechtschreibung zu achten (was nach der Rechtschreibreform auch schwer geworden ist), sondern die Standards senkt, beispielsweise indem man Texte in »einfacher Sprache« als Maßstab des Leseverständnisses nimmt. Die Auswirkungen sind nicht nur unmittelbar verheerend, sondern führen langfristig zum Verfall einer Sprachkultur und dem Rückfall in die Oralität. Irgendwann – so Liessmann – werde keiner mehr Bücher schreiben können, und niemand werde mehr Einlaß in das Reich der Literatur erhalten, weil dieser seinen Preis habe: »Erfordert war eine Disziplinierung der Sinne und des Körpers, wie sie kein anderes Medium dem Menschen abverlangte.«

Liessmann ist mit seinem »Dabei wäre alles so einfach« an dieser Stelle etwas ratlos. Klar, Lesen und Schreiben sind Kulturtechniken, die jeder braucht, und das Niveau sollte nicht von den Unberufenen bestimmt werden. Aber ist es mit der Forderung nach Behandlung von Literatur im Unterricht getan – inmitten einer umfassenden Digitalisierung und von digitalen Zumutungen? Liessmann weiß ziemlich genau, daß die Hochschätzung der Literatur als Rückzugsort ein Programm für sehr wenige ist und die skurrilen Auswüchse der pädagogischen Praxis nur die Spitze des Eisbergs sind. Daß die Schulfächer zugunsten von Fächerkombinationen abgeschafft, Kompetenzen statt Wissen gefordert werden, Powerpoint als pädagogisches Allheilmittel gilt und Wissen keine Struktur mehr haben muß, sind Symptome, die sich auf ein Menschenbild zurückführen lassen, das den Menschen auf seine Funktionalität reduziert. Der Wert des Buches von Liessmann liegt darin, daß er dieses defizitäre Bild, das von »Bildungsexperten« wie Richard David Precht vertreten wird, benennt. Fast alle diese Experten sind »gute Rousseauisten, das heißt, sie sind überzeugt davon, daß Neugeborene, Babys und Kleinkinder wunderbare, umfassend kompetente, mehrfach begabte, hochtalentierte und kreative Wesen sind, die allein durch ein antiquiertes Bildungssystem korrumpiert, gebrochen und zerstört werden.« Vergessen ist die jahrtausendealte Einsicht, daß der Mensch Grenzen, Herausforderungen und Enttäuschungen braucht, um kein asoziales Wesen zu bleiben. Und natürlich wird auch ausgeblendet, daß die Natur »ihr Füllhorn an Begabungen und Talenten« nicht gleichmäßig über allen ausschüttet.



Konrad Paul Liessmann

Das alles steht in einem merkwürdigen Wechselverhältnis zur Kapitalisierung des Geistes (und der damit einhergehenden Verschulung der Universitäten!). Denn alles Handeln und Denken der Gegenwart orientiere sich, so Liessmann, am Wirtschaftswachstum, an der Nützlichkeit. Alles, was dem nicht gehorche, werde marginalisiert und ausgemerzt, womit einer der wenigen Freiräume verschwinde, die dem Menschen zur Verfügung stünden: »In der konsequenten Ausrichtung auf gesellschaftlichen und ökonomischen Nutzen zeigt sich die Praxis der Unbildung in ihrer barbarischen Gestalt.«

Liessmann fordert unter dem Strich eine konservative Revolution in der Bildung, sowohl in der Grundschule als auch im Gymnasium und an der Universität. Deshalb ist Liessmann noch lange kein Konservativer (nicht zuletzt, weil er die Verdummung für ein Projekt der Gegenaufklärung hält), sondern ein Aufklärer im besten Sinne des Wortes. Letztlich geht es ihm um den Kampf gegen die Unvernunft, die sich unter dem Mantel der Nützlichkeit, also des Anwendungswissens verbirgt. ■

Der schmale Grat der Reformpädagogik – Vor 50 Jahren verstarb Gustav Wyneken

von André Richter

»Nun ist der heilige Bund zersprengt, verwaist die junge Schar, und die Gemeinde, vernichtet die Hoffnung auf neue Blüte, die sich schon ankündigte«, schreibt Gustav Wyneken 1921 im Nachgang jener Ereignisse, die seinen Abschied von Wickersdorf nach sich zogen. Doch kein Faß an schon länger gehüteten Vorurteilen, an Halbwissen oder kleinbürgerlicher Moralität ergoß sich, als im August 1921 vor dem Rudolstädter Landgericht der Prozeß wegen »unzüchtiger Handlungen« in zwei Fällen gegen ihn eröffnet wurde: vielmehr eine Welle der Sympathie aus ganz Deutschland. Sie ebbte auch nicht nach der rechtskräftigen Verurteilung ab, sondern wurde um so größer, denn hier werde nicht nur eine außerordentlich verdienstvolle Person auf infame Weise verunglimpft, sondern die ganze reformpädagogische Bewegung.

Seit zwei Jahrzehnten hatte der 1875 in Stade als evangelischer Pfarrerssohn geborene Wyneken versucht, seine geistige Führerschaft im Rahmen der reformpädagogischen Bewegungen zu behaupten. Erste reformbewegte Erfahrungen machte er als Lehrer in den Landeserziehungsheimen von Hermann Lietz. Doch schon bald entwickelte eine Gruppe junger Lehrer, die gegen Lietz opponierte, den Plan für eine neue Art der Schule. Wyneken wurde ihr Sprecher und bald, gemeinsam mit Paul Geheeb, ihr geistiger Führer. Der nachfolgende offene Bruch mit Lietz mündete am 1. September 1906 in das Gründungsdatum »seiner Schule«, der Freien Schulgemeinde (FS) Wickersdorf, – und die sollte Wyneken nun verlassen? Als Schulleiter mußte er gehen, doch er kehrte 1925 noch einmal zurück, um 1931 allerdings endgültig aus der FS Wickersdorf, seinem Lebenswerk, auszuscheiden. Anlaß gaben erneute Verdächtigungen päderastisch-pädophiler Art. Wyneken zog daraufhin nach Berlin, später nach Göttingen, wo er bis zu seinem Tod 1964 als freier Schriftsteller lebte. Und Wickersdorf?

1933 wurde die Schulgemeinde in eine staatliche Oberrealschule umgewandelt, 1946 in eine Einheitsschule, 1964 schließlich zur EOS mit Spezialisierungen in Musik und Kunst. Damit erhielten sich letzte Bruchstück des Gründungsgeistes und zugleich auch Hoffnungen einer Wiederbelebung, deren Bemühungen 1990 allerdings erfolglos blieben. Seit 1993 nutzt eine anthroposophische »Lebensgemeinschaft« das Grundstück und vertritt so zumindest eine Verästelung des Wynekenschen Gedankenkreises, der ihn mit Rudolf Steiner verbindet: das Modell einer monistisch-mythologischen »Weltanschauung«. Sie zu erfassen sah Wyneken nicht zuletzt in den Bestrebungen des »pädagogischen Eros«.

Daß ihn seine Bemühung, diesen Eros zu verwirklichen, einst auf die Anklagebank bringen würde, hatte Wyneken nicht für möglich gehalten. Die Ursache des »infamen Urteils« vom Oktober 1922 erkannte er deshalb nicht nur in »ein paar Hassern«, sondern auch in einer augenscheinlichen Unkenntnis gegenüber den »erzieherischen Umgangsformen« der Freien Schulgemeinde, im Unwissen ihrer inneren Ausrichtung und der damit verbundenen Grundhaltung reiner »Jugendkultur«, denn die »›erotische‹ Beziehung zwischen dem Führer und dem Knaben … ist keine Befriedigung einer ›abnormen‹ Triebveranlagung, sondern eine … ganz und gar seelisch bestimmte Bindung«, schreibt er in einem Eltern-Rundbrief.

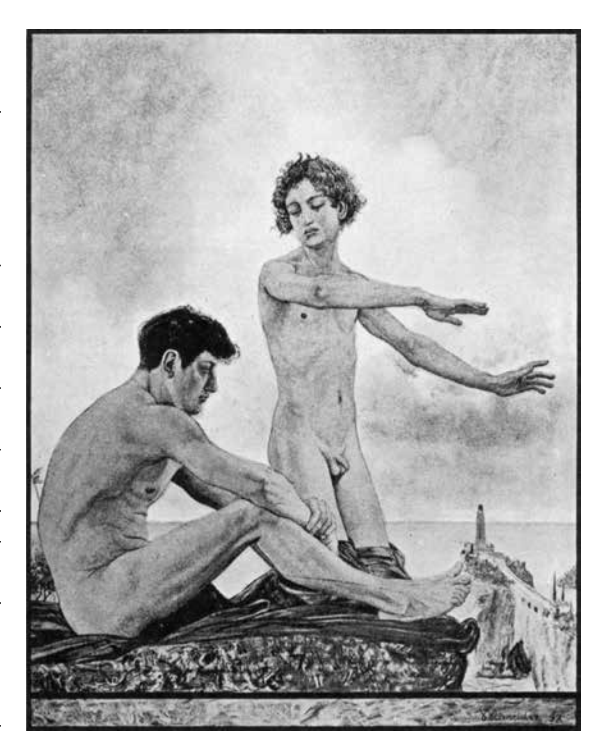
Paiderestia statt Pädophilie? Die »Gefolgschaften«, also die Mehrheit der Schüler, aber auch Lehrer und Eltern, hielten Wyneken die Treue, denn das »Bindungserlebnis« in den »Kameradschaften« bildete ein zentrales Element erzieherischer Prinzipien in Wickersdorf. Die nachfolgenden Worte wollen versuchen, den damit verbundenen Ideengang Wynekens sichtbar zu machen. An seinem Anfang steht die gegenseitige Bestimmung zwischen Werdendem und Gewordenem. Bestimmung meine dabei die freie Suche des »Educantus« zu dem ihm gemäßen Entwicklungsweg und seinem Wegbereiter, im wahrsten Sinne eines »Paidagogos«. Zugleich bedürfe es auch auf dessen Seite einer Entscheidung, denn es durfte nur der erwählt werden, der fähig dazu sei. Dem hellenischen Prinzip folgend, aber auch jenem der freien Germanen, soll nun Er-Ziehung aus der Be-Ziehung erwachsen, denn »wer ein wenig den freiheitlich gesinnten Teil unserer Jugend kennt, der weiß, daß sie sich gegen echte und geistige Autorität nicht sträubt, sondern sich leidenschaftlich nach ihr sehnt«.

Die angesprochene Leidenschaft ist nach Wyneken jedoch vor allem geistiger Natur. Es

gelte, »dem Geist zu dienen« und so im Sinne einer keuschen Sinnlichkeit ein »Lebensband« zu schmieden, einen »sehr innigen Liebesbund eines Führers mit seiner Jugend«, der frei von jeder »bordellmäßigen Begriffsjuristik« sein müsse. Sein Kernbegriff ist »Eros« – ein wechselseitiges Streben der einander Zugewandten, das, was sie als geistigen und emotionalen Mangel erkennen, auszugleichen. Wohl gebe es keinen Eros ohne körperliche Anziehungskraft, doch auf Sinn und Richtung komme es an, denn reine Sexualität kann auch ohne Eros bestehen, während der Eros ein schöpferischer Aufstieg zum schlechthin Schönen und ritterlich Edlen sei. Dort jedoch, wo sich das Schöne an Körper und Geist begegnet, werde es in einem geistigen Sinne fruchtbar, denn diese »sinnliche Gewißheit« (Hegel) sei die unmittelbarste Darstellung der absoluten Identität des »Geistes«. Geist und Leib jedoch bilden für Wyneken keine Dualität, denn im »geistigen Erlebnis« trete etwas hinzu, das erlebt werde und das »letzten Endes ein Zustand unseres Inneren, eine Selbstwahrnehmung des Ichs ist«. Damit erscheint ein gesundes Körpergefühl Ausdruck des geistigen Sollens, das im Gegensatz zum ungeistigen, rein physisch wahrgenommenen »Triebleben« stehe.

Pädagogisch wirksam ist der Eros für Wyneken nur dort, wo »Jugendkultur« und »geistige Führung« in Übereinstimmung stehen. Jugendkultur zeige sich dabei einerseits in jugendgemäßen Lebensformen, die sich unverstellt ohne jede Gängelei von den Lebensgewohnheiten der Alten unterscheiden, zum anderen sei sie zugleich als Maxime aller Erziehung eine Grundhaltung des »Dienstes am Geist«. Führungsanspruch des einen erwachse hierbei aus eigenen Gesetzen, »aus eine[r] bestimmte[n] prästabilierte[n] Form menschlicher Beziehungen«. Und so sei es der Art einer echten Jugendkultur gemäß, daß sie ihre geistigen Führer selbst erwählt. Der wahrhaft erwählte Erzieher als »Träger des Geistes« sei schließlich berufen, diese Wahrhaftigkeit auch in der Jugend zu wecken – im Knaben etwa ist es das Mannhafte, das heldische Ideal, eine Frömmigkeit des Geistes, die mit allen Sinnen zum Ausdruck komme. Der »Jugendführer« ist dabei für Wyneken Form-Gebender, nicht im Sinne einer banalen, fälschlicherweise »platonisch« genannten, freundschaftlichen Verbindung, die nach außen hin geradlinig, aber nach innen wenig schöpferisch erscheint, sondern im Sinne einer gewaltigen, geradezu intimen Gläubigkeit, »in einem Kreis auserwählter Jugend, die mit dem Führer aufs innigste verbunden, etwas ahnt und erlebt von seiner eigentlichen Sendung, von seinem geistigen Gesetz, von dem neuen Leben, das es bringt«.

Nietzsches Zarathustra galt Wyneken als ein Modell der Führerschaft des »Geistes«. Zugleich stand Stefan George für Wyneken unweigerlich als geistiger Gewährsmann eines »Eros paidikos« fest, doch kritisierte dieser die ihm zu körperbetonte Führungsweise Wynekens. Stärkerer Halt schien sich im Austausch mit Hans Blüher zu finden. Aber auch hier standen »virile Männerhelden« gegen die »Schönheit des Knabenkörpers«, ein Verdikt, das Wynekens Verhängnis wurde und bis in unsere Zeit als unverzeihlich gelten muß. Als Pädagoge habe er, so etwa der Berliner *Tagesspiegel,* sexuelle Konnotationen in seiner pädagogischen Arbeit »philosophisch legitimiert und zur gefährlichen Grundlage seiner Schule gemacht«. »Der Pädophile Wyneken« sei in autokratischer Manier gar symptomatisch für die gesamte Landschulheimbewegung gewesen, resümiert der Erziehungswissenschaftler Jürgen Oelkers. Am Ende stehe



Sascha Schneider: Morgendämmerung

deshalb unwiederbringlich der Abschied vom »pädagogischen Eros«, da er per se gefährliche sexuelle Übergriffe induziere, wie man sie 2010 erneut in den Mißbrauchsfällen der von Paul Geheeb gegründeten Odenwaldschule vor Augen geführt bekam. »Der Rhetoriker Wyneken inszenierte sich selbst ... Paul Geheeb [wollte eher] als liebender Kinderfreund gesehen werden«, aber auch sein »Eros« war päderastisch-pädophiler Natur, wie einst der 19jährige Klaus Mann seinem Vater anvertraute.

Es bleibt ein schmaler Grat, dessen Anfang durchaus kulturkritisch-pädagogische Implikationen enthielt, dessen Fortgang jedoch schon die Zucht zugunsten der Lust zu lösen begann. Die 1968er-Erben dieser Tradition formten daraus schließlich jene ekelhafte Entgrenzung, wie sie sich bis in die Gegenwart durch Frühsexualisierung in Bildungseinrichtungen, Lobbyisierung widernatürlicher Sexualpraktiken oder Androgynisierung von Geschlechtszugehörigkeit deutlich macht und bis heute das gesunde Aufwachsen einer neuen Generation bedroht. ■

»Herzliche Verschiedenheit« – Ein Gespräch mit dem Rußlandexperten Thomas Fasbender

von Ellen Kositza

Der promovierte Philosoph Thomas Fasbender ist vor zweiundzwanzig Jahren als Unternehmer nach Rußland gezogen. Im Manuscriptum-Verlag hat er unter dem Titel *Freiheit statt Demokratie. Rußlands Weg und die Illusionen des Westens* (268 S., 19.80 €) soeben ein exzellent zu lesendes Buch veröffentlicht, das sich nur am Rande mit dem aktuellen Ukraine-Konflikt, um so ausführlicher mit der »russischen Seele« auseinandersetzt.

Sezession: **Herr Fasbender, die Kategorien Befehl und Gehorsam haben die Russen bis heute in starkem Maße verinnerlicht. Zu modernen europäischen Gepflogenheiten – Toleranz, Transparenz, Mitspracherecht – scheint das nicht zu passen. Erleben Sie Ihre Russen als freie Menschen?**

Fasbender: Sicher ist, daß der russische Mensch freier agiert, je nach Temperament auch rücksichtsloser. Das »vernünftige« Verhalten hat längst nicht den Stellenwert wie in Deutschland. Vitale Anarchie gehört genauso zum Leben wie die Sehnsucht nach dem starken Mann. In der Öffentlichkeit gibt es spürbar weniger kollektiven Druck (dieses tut man, jenes sagt man!) – das, was Sie »Gepflogenheiten« nennen, ein unübersetzbares Wort! Über deutsche Autofahrer, die nachts, weit und breit niemand anders zu sehen, vor roten Ampeln halten, können Russen sich nur amüsieren. Natürlich sind die Strukturen im Westen verläßlicher, Rechtsstaatlichkeit und alles, was damit zusammenhängt. Aber bedeutet das auch immer gleich mehr Freiheit? Manchmal, wenn deutsche Politiker oder Journalisten das Wort benutzen, frage ich mich ganz ehrlich: Was meinen die jetzt damit?

Sezession: **Sie beschreiben, wie sehr die Gesellschaft und die behördlichen Strukturen von Bestechlichkeit in jeder Form durchsetzt sind. Ist Rußland in dieser Hinsicht lernfähig?**

Fasbender: Bedingt. Korruption entsteht nicht über Nacht, und sie verschwindet nicht über Nacht. 2012 ist ein interessantes Buch der amerikanischen Wissenschaftler Acemoglu und Robinson erschienen: *Warum Nationen scheitern*. Die beiden behaupten, Staaten wüchsen und gediehen, wenn sich im Lauf ihrer Geschichte – maßgeblich im Zuge herber Kämpfe zwischen Bürgern und Macht – transparente und pluralistische Institutionen durchsetzen würden. Die Autoren nennen das »inklusive« Institutionen im Kontrast zu »extraktiven«. Inklusive Institutionen motivieren möglichst viele Bürger, auch ohne Zugehörigkeit zur herrschenden Elite am Gemeinwesen mitzuarbeiten und Wachstum zu schaffen. Was Acemoglu und Robinson nicht erklären: wieso fast nur protestantische Gesellschaften diese inklusiven Institutionen hervorgebracht haben, allen voran die USA, Großbritannien, Kanada, Australien, Skandinavien. Unzufriedenheit mit Korruption existiert überall. Doch was sind die Triebkräfte dafür, daß die eine Gesellschaft sie überwindet und die andere nicht? Korruption ist ein Kontinuum der russischen Geschichte. Man kann froh sein, wenn es zu einer Eindämmung kommt.

Sezession: **Angenommen, der Protestantismus fördere die Transparenz – liegt die mangelnde Transparenz russischer Institutionen in der Orthodoxie begründet, und in Italien im Katholizismus?**

Fasbender: Ganz offensichtlich bestimmt der in einer Gesellschaft vorherrschende Glaube den Charakter des kollektiven Miteinanders. Das gilt auch in weitgehend säkularisierten Gesellschaften; dort ist es dann die früher vorherrschend gewesene Konfession. Wobei die Ursache weniger in der Transparenz der Institutionen liegt als im Selbstverständnis des einzelnen in der Gemeinschaft. Schon der Begriff »Staat« wird in unterschiedlichen Kulturen völlig unterschiedlich verstanden. In Deutschland ist das Verständnis von Staat und Gesellschaft protestantisch geprägt, auch dort, wo die meisten Menschen katholisch sind. Kants kategorischer Imperativ wäre ohne Luther nicht vorstellbar. Sehen Sie sich bei Transparency International die Liste der Staaten mit der geringsten Korruption an. Die haben fast alle eine protestantische Vergangenheit, auch wenn dort heute kaum noch jemand in die Kirche geht.

Sezession: Ist Putin der richtige Mann, Transparenz in die Strukturen zu bringen, oder ist das gar nicht sein Ziel und seine Aufgabe? Umfassender gefragt: Ist es überhaupt sinnvoll, an Rußland und an die russische Gesellschaft westliche Maßstäbe anzulegen?

Fasbender: Acemoglu und Robinson zeigen, daß jeder Staat ein Minimum an Zentralismus und Inklusivität braucht, um überlebensfähig zu sein. Vor allem dann, wenn er sich als Macht im Wettbewerb mit anderen behaupten will. Putin weiß das genau – er muß das intellektuelle Potential des Landes erschließen, die russischen Menschen bewegen, initiativ und kreativ zu sein. Die Rohstoffe besitzt das Land sowieso. Was ihm im Wege steht, ist die mangelnde Praxis der Selbstverwaltung. Subsidiarität ist weitgehend unbekannt. »Die da oben« geben die Macht ungern aus den Händen, und »die da unten« wissen nichts Rechtes mit ihr anzufangen. Ich glaube dennoch, daß Rußland sich peu à peu ein Demokratiemodell schafft, das dem Land angemessen ist und auch ins 21. Jahrhundert paßt. Aber es wird sicher nicht identisch mit unserem deutschen oder dem sogenannten westlichen sein.



Sezession: Es heißt, alte Werte hätten bei den Russen in für uns unvorstellbarem Maße überlebt: Tradition, Familie; die russische Frau ist nicht »gegendert«. Nun kennen wir die hohen russischen Abtreibungszahlen. Wo sehen Sie Gründe hierfür?

Fasbender: Abtreibung wurde 1920 in der UdSSR praktisch schrankenlos legalisiert. Das war schlichtweg eine Verhütungsmaßnahme, für die meisten Frauen mehrfach hintereinander. Die Sterilisierung hingegen war bis 1993 illegal. Der Höchststand von 5,5 Millionen Abtreibungen bei zwei Millionen Geburten war 1965 erreicht. Seitdem ist die Zahl rückläufig. Allein zwischen 2002 und 2012 hat sie sich halbiert. Rußland steht immer noch an der Weltspitze. Ich bin aber sicher, daß sich da in den kommenden zehn, zwanzig Jahren noch einiges tut.

Sezession: Das sind extreme Zahlen. Lebensschützer weisen darauf hin, daß die hierzulande gängige Abtreibungsbereitschaft die Menschen von innen verrohe, daß sie Wunden und Narben hinterlasse. In Deutschland gab es auch im Vor-Pille-Zeitalter nie annähernd russische Zustände, es gibt sie auch heute nicht, wo für die Mehrzahl der Frauen Abtreibungen billiger (nämlich kostenlos) zu haben sind als Verhütungsmittel. Ist die Russin rauher, abgestumpfter? Oder pragmatischer?

Fasbender: Jede Diktatur verroht. Und bis 1991 herrschte in Rußland eine Diktatur, mehr als siebzig Jahre lang. Keine der materiellen Weltanschauungen heiligt das Leben als solches – immer nur abhängig von bestimmten Eigenschaften und Qualitäten. Auch die Nazis haben Menschen nach genau festgelegten Attributen für lebensunwürdig erklärt. Wie gesagt, Rußland hat 1920 als erstes Land der Welt die Abtreibung mehr oder minder bedingungslos legalisiert. Da braucht man sich über das Resultat nicht zu wundern. Es wäre höchst ungerecht, dafür »die Russin« in Haft zu nehmen.

Sezession: Was sehen Sie als die Gefahren und Risiken an, die Rußland heute zusetzen? Der Druck vom Westen, Zugriff vom Osten oder innere Fliehkräfte?

Fasbender: Ich halte Rußland in der Substanz für ein ziemlich stabiles Gebilde. Das liegt nicht zuletzt an den Bindungskräften der »rußländischen Zivilisation«. Politische Umwälzungen sind immer möglich, aber sie bleiben auf den Austausch von Teilen der Elite beschränkt. Westlich-demokratische Verhältnisse wird es nicht geben. China verleibt sich vielleicht irgendwann die Äußere Mongolei ein, aber sicher nicht das ganze Sibirien. Der Süden ist und bleibt die offene Flanke zum Islam. Nun haben alle Reiche zu allen Zeiten Grenzkriege geführt, und Rußland hat darin eine jahrhundertelange Übung. Ja, es gibt diese ethnischen Fliehkräfte, aber man hat hier eine andere Fähigkeit, Unschärfen auszuhalten. Ein Nebeneinander in herzlicher Verschiedenheit ist in Rußland wohl ein gangbarer Weg. Im Verhältnis zum Westen regiert die alte Haßliebe. Europa wird schwächer, dadurch lösen sich die heutigen Probleme von allein. So arrogant wie derzeit wird der Westen in 25 Jahren nicht mehr auftreten.

Sezession: In den Begriff »Westen« beziehen Sie auch die USA ein, oder? Noch sind die USA ja die einzige global agierende, zumindest militärisch hochüberlegene Weltmacht.

Fasbender: Die USA sind wesentlich jünger als Europa, und sie haben den alten Kontinent als globale Macht schon im 20. Jahrhundert abgelöst. Doch auch Amerika schwächelt, vielleicht nur vorübergehend. Es ist an uns Europäern, unsere Zukunft zu bestimmen. Ich glaube definitiv nicht an die Vereinigten Staaten von Europa, und ich wünsche mir auch kein Europa unter dem Rockschoß einer zwischen Isolationismus und Weltpolizei schwankenden USA. Der Westen und Europa – das sind keine identischen Begriffe. Und Europa ist kein Druckkessel voller Imperien mehr, die sich auf Teufel komm raus bekriegen müssen. Was wir brauchen, und das gilt gerade für Deutschland, ist eine Option sowohl in Europa als auch jenseits des Westens. ■

Was tun mit Rußland? – Ein Tagungsbericht

von Ellen Kositza

Sie machen das Leben schön und die Welt interessant – die Dinge, die erstens anders, zweitens »als man denkt« sind. Kategorien helfen beim Denken und Strukturieren: Links ist rot, und rot ist der Osten – wenigstens am Tagesbeginn. Der Osten ist sozialistisch. Dieser Tag ist nun aber schon alt – seit vielen Jahren. Die Dämmerung fällt, die Konturen verschwimmen im Zwielicht: So läßt sich das Resultat der ersten großen Konferenz des Monatsmagazins *eigentümlich frei* (*ef*) zusammenfassen, die unter der Ausgangsfrage stand: »Wer bedroht unsere Freiheit mehr – Ost oder West?«

Drei Novembertage lang debattierten 90 Teilnehmer und 16 Referenten in einem Grandhotel an der Ostsee zum Thema »Was tun mit Rußland?« *Eigentümlich frei,* 1998 gegründet und herausgegeben von André Lichtschlag, versteht sich als libertäre, heißt: marktradikale Stimme. Klassische Liberale und Anarchokapitalisten finden hier ihr intellektuelles und nonkonformes Forum. Lichtschlags Selbstverständnis: »Erst mit seinem Eigentum kann jeder tun und lassen, was er für richtig hält, ganz eigentümlich und freisinnig. Der Massenmensch kollektivistisch-totalitärer Ideologien dagegen ist eine Nummer, austauschbar und gewöhnlich. Er muß andere um Erlaubnis bitten. Und er wird dabei zwangsläufig feige und verlogen.« Man sieht sich auf Seiten »der libertären Gegenwehr, gegen die zunehmende neosozialistische Enteignung.«

»Der Osten!«, hätte der Oberflächengutachter die Ausgangsfrage der Konferenz beantworten können. Doch mitnichten. Der Austragungsort Usedom, viele hundert Kilometer von der rheinischen Basis des Magazins entfernt, war ein Omen: Es zündete ordentlich. Neben kulturellen Einlagen (etwa der orthodoxe Verleger Gregor Fernbach über die »Neumärtyrer« Alexander Schmorell und Zar Nikolaus II.; formal kontrapunktisch dazu eine putinkritikerkritische Einlage der Kultfigur Dr. Alfons Proebstl) gab es ordentlich Feuer von beiden Seiten.

Als dezidierte Anti-Ostler standen der Publizist und Fernsehproduzent Günther Ederer (aktuelle Publikation: *Träum weiter Deutschland! Politisch korrekt gegen die Wand*) und der libertäre Blogger Igor Ryfkin als deutliche Minderheit gegen die Westbindungsskeptiker. Beide hatten an der Ostsee mit ordentlich Gegenwind zu kämpfen: Ryfkin mit seiner polemischen Kritik an Alexander Dugin, die zugleich die Konservative Revolution als Wegbereiter des NS, Alain de Benoist als Rechtsextremisten und Carl Schmitt als in der Wolle gefärbten Antisemiten auffaßte, und Ederer, der erstens die Rolle westlicher Geheimdienste bei diversen osteuropäischen »Revolutionen« unwirsch vom Tisch wischte und zweitens einen generalisierten *homo sowjeticus* ausmachte, der nicht an Freiheit, sondern an Gewalt interessiert sei.

Dem stand die Aussage Thomas Fasbenders gegenüber, der seit über zwanzig Jahren in Moskau lebt: »Ich fühle mich dort freier.« Ein Glanzlicht neben dem Vortrag von Christoph Braunschweig (»Eine kritische Bilanz zur Ökonomie Rußlands«) stellte der Vortagsblock mit Robert Grözinger (»Die Rolle der Medien und des Internets im neuen Ost-West-Konflikt«), Bruno Bandulet (»Die geopolitischen Ambitionen und Herausforderungen Rußlands«) und Erich Weede (»Ein schwaches Rußland ist nicht im deutschen Interesse«) dar.

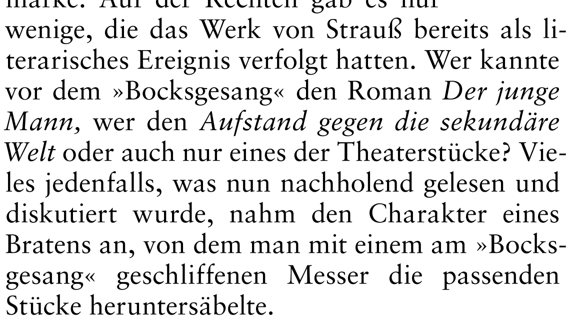
Ob Fetzen geordnet fliegen können? Können sie, hier wurde es unter Moderation des *ef*-Urgesteins Carlos Gebauer vorexerziert. Grözinger hatte in seinem Beitrag die Rolle des dezentralen Internets als »Hauptkampfplatz« des Ukrainekonflikts dargestellt. Vor Jahren sagten Medienkenner, Pressefreiheit sei die Freiheit etwa 200 reicher Leute, ihre Meinung zu verbreiten. Peter Scholl-Latour korrigierte bereits, die Zahl habe sich auf vier oder fünf reduziert. Nun der Bruch: Grözinger parallelisierte – keineswegs blindlings optimistisch – die durch den Buchdruck ermöglichte Reformation mit der »Internetreformation« ein halbes Jahrtausend später. Bandulet und Weede feilschten um Details, die Rolle Deutschlands, »eingeklemmt zwischen Jakobinern im Westen und Bolschewisten im Osten« (Gebauer) betreffend. Daß es »Vasallenbande« seien, die ein nicht-souveränes Deutschland an die USA knüpften und daß sich Deutschland unter der »Schuldknechtschaft fremder Schulden« befinde, war Konsens. Ebenso, daß »der Westen Rußland in Chinas Arme prügelt« (Weede). Bandulet fordert vehementer als Weede eine Emanzipation von der USA. Bei Ederer blieb da nur Kopfschütteln, gar über Stunden. Auch dies: eine Bewegung! ■

Gegenaufklärung – Botho Strauß ist 70

von Götz Kubitschek

Es gibt Schriftsteller, deren gesamtes Werk von einem einzigen Text eine starke Färbung erfährt. In der Deutung der Gegner ist sie eine Kontamination, die nach hinten das bereits Geschriebene und nach vorn das noch zu Sagende beschmutzt; Verteidiger hingegen (und leider nicht nur die Lese- und Urteilsfähigen) nutzen diesen Bruchteil eines Werks als Lesehilfe für jeden weiteren Text aus der Feder des einmal Vereinnahmten.

Botho Strauß – am 2. Dezember siebzig Jahre alt geworden – hat diese Festlegung auf seinen Essay »Anschwellender Bocksgesang« erlebt, der Anfang 1993 im *Spiegel* erschien. Strauß gab mit diesem Fanfarenstoß dem Reiz einer Gegen-Aufklärung von rechts einen hallenden Ton und rückte schlagartig ins Zentrum der politischen Wahrnehmung, und die Aufnahme seines Textes in den Sammelband *Die selbstbewußte Nation* (1994) räumte letzte Zweifel an einem Mißverständnis aus. Seine alten Weggefährten von links standen fassungslos vor dieser Wegmarke. Auf der Rechten gab es nur wenige, die das Werk von Strauß bereits als literarisches Ereignis verfolgt hatten. Wer kannte vor dem »Bocksgesang« den Roman *Der junge Mann,* wer den *Aufstand gegen die sekundäre Welt* oder auch nur eines der Theaterstücke? Vieles jedenfalls, was nun nachholend gelesen und diskutiert wurde, nahm den Charakter eines Bratens an, von dem man mit einem am »Bocksgesang« geschliffenen Messer die passenden Stücke heruntersäbelte.





Derlei wird einem Botho Strauß nicht gerecht, und selbstverständlich können die *Sezession* und der Verlag Antaios auf eine gründliche Beschäftigung mit dem Werk verweisen. Das hebt an mit der längst vergriffenen Monographie *Dichter der Gegen-Aufklärung,* die Michael Wiesberg 2002 bei Antaios vorlegte, führt über das Autorenporträt von Thorsten Hinz (*Sezession* 33/2009) und der Auseinandersetzung mit der Bewußtseinsnovelle *Die Unbeholfenen* aus meiner Feder (*Sezession* 46/2012) bis zur Einordnung des »Bocksgesangs« als eines Hebeltextes durch Karlheinz Weißmann (*Sezession* 52/2013) und die Inanspruchnahme einiger Gedanken aus *Die Lichter des Toren* in meinem Plädoyer für den »Romantischen Dünger« (*Sezession* 59/2014). Rezensionen und etliche Zitate aus dem Werk durchziehen die Jahrgänge wie Fäden: Wir schöpfen aus dem gedankentiefen Prosawerk eines Intellektuellen, der sich auf der Höhe der Zeit bewegt und sich doch von ihr abkehrt.

Der Hanser-Verlag hat nun anläßlich des 70. Geburtstags von Strauß unter dem Titel *Allein mit allen* ein »Gedankenbuch« zusammenstellen lassen (350 S., 19.90 €) und damit die Möglichkeit des Herausgreifens besonders handfertiger Stücke aus dem Gesamtwerk erleichtert. Herausgeber dieser in siebzehn Kapitel gegliederten Sammlung ist Sebastian Kleinschmidt (ehemals Herausgeber der Zeitschrift *Sinn und Form*), er hat ein Nachwort beigesteuert und bezeichnet darin den Titel *Allein mit allen* als »Formel des Lesens, des Fürsichseins von Mensch und Schrift«, und natürlich auch »eine Formel des Rückzugs, der Absonderung, der klausnerischen Existenz.« Absonderung? Sezession! – Auch Martin Lichtmesz hat in seinem grandiosen Kurzfilm zum 50. Heft unserer Zeitschrift (siehe youtube.de) auf Straußzitate zurückgegriffen: »Was sich stärken muß, ist das Gesonderte.« oder: »So viel Stoff, um ein Einzelgänger zu werden!« und zuletzt: »Dabei: Das einzige, was man braucht, ist Mut zur Sezession!«

Woher kommt bei Botho Strauß dieser Mut? Aus seiner Kindheit und Jugend in Bad Ems? Aus ihr erzählt er – der Interviewscheue und Untransparente – in dem ebenfalls bei Hanser erschienenen Buch *Herkunft* (96 S., 14.90 €) endlich einmal ausführlicher, vor allem von seinem Vater, der in Naumburg alles zurückließ, um seine Freiheit zu behalten und im Westen weit unter Niveau sich verdingte. Auch hieraus ein Wink: »Immer formt Schicksal eine tiefere Einsicht, als die Intelligenten, die seine Macht nie zu spüren bekamen, sie für sich in Anspruch nehmen dürfen.« Dies könnte bereits wieder als Mahnung über jeder Sezession stehen, die ja bei aller Intellektualität eines nie tut: die Wirklichkeit links liegenlassen. Strauß ist auch darin ein seltener Lehrer. ■

100 Jahre Erster Weltkrieg – neue Bücher

von Olaf Haselhorst

Die Revision der Legende von der deutschen »Alleinkriegsschuld« am Ersten Weltkrieg schreitet voran. Immer stärker geraten dabei die diplomatischen Machenschaften Frankreichs und Rußlands hinter den Kulissen der offiziellen Politik in den Mittelpunkt der Diskussion. Eine Reihe von Neuerscheinungen legt Zeugnis davon ab.

Der französische Professor für Wirtschaftsgeschichte und Journalist Philippe Simonnot befaßt sich in seinem Essay (*Die Schuld lag nicht bei Deutschland. Anmerkungen zur Verantwortung für der Ersten Weltkrieg,* Berlin 2014) mit der vertuschten Verantwortung Frankreichs am Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Ein wichtiges Mittel dabei war der Kriegsschuldartikel 231 des Versailler Vertrages, dessen Aufhebung alle Regierungen der Weimarer Republik forderten. Während die französische Linke diese Forderung unterstützt habe – für sie lag im kapitalistischen System die tiefere Ursache des Krieges –, standen alle Pariser Regierungen auf dem Standpunkt, es könne keine deutsch-französische Annäherung geben, wenn die Schuld der kaiserlichen Regierung für den Ausbruch des Krieges in Abrede gestellt werde. Gerade die These der Kriegsschuld sei es aber gewesen, welche die deutsche Nation zusammenschweißte. Durch Versailles sei Bismarcks Schöpfung, die deutsche Einheit, noch gestärkt worden. Alle Gedankenspiele auf französischer Seite nach einer Friedensordnung analog zum Westfälischen Frieden von 1648 »mit den deutschsprachigen Ländern« hatten so keine Chance auf Realisierung: Man bestand in Paris lieber auf Deutschlands »Kriegsschuld« – und die daraus abgeleiteten Reparationsforderungen – als auf eine Restitution der deutschen Vielstaaterei.

Der Widerstand gegen die Schuld-These kam in Frankreich von linker Seite. 1920 machte der Publizist Gouttenoire de Toury in einer minutiösen Studie diplomatischer Depeschen deutlich, daß Frankreich den zaristischen Panslawismus als Vehikel genutzt hatte, um einen Revanche-Krieg mit Deutschland um Elsaß-Lothringen auszulösen. Staatspräsident Poincaré habe das Schicksal Frankreichs in die Hände der russischen Regierung gelegt, des korruptesten Regimes der Erde. Egal ob Deutschland kaiserlich, republikanisch oder von Nazis beherrscht war, Frankreichs Politik diente der Einkreisung des »Erbfeindes«. Alfred Fabre-Luce wies in dem Buch *La Victoire* von 1924 darauf hin, daß Frankreich Rußland bereits frühzeitig einen »unbedingten Beistandspakt« angeboten habe und daß die russische Mobilmachung vor der österreichischen und deutschen erfolgt sei. Poincaré habe Rußland im Juli 1914 Carte blanche gegeben, um den Krieg auszulösen, wann es ihn auslösen wollte. Fabre-Luce nimmt hiermit fast 90 Jahre früher die Thesen des grundlegenden Werkes von Sean McMeekin (*Rußlands Weg in den Krieg*) vorweg: Nicht Deutschland und Österreich lösten den Krieg aus, sondern Rußland und Frankreich.

Der Diplomatiehistoriker Stefan Scheil schreibt in seiner jüngsten Publikation (*»Mitten im Frieden überfällt uns der Feind«. Vergessene Wahrheiten des Ersten Weltkrieges – Die Schuld der Sieger in den Debatten der zwanziger Jahre,* Berlin 2014), daß sich Wissenschaft wie Öffentlichkeit bis vor kurzem in der Überzeugung gut eingerichtet hätten, der Erste Weltkrieg sei im wesentlichen ein deutscher »Griff nach der Weltmacht« gewesen. Das überwältigende, nach 1919 gesammelte Material, das dieser These widerspricht, wurde als »parteiisch« oder »apologetisch« abgetan. Scheil präsentiert nun eine Reihe von Originalbeiträgen zur Debatte der 1920er und 1930er Jahre. Er hat dafür unter anderem das 1935 erschienene Buch *Krieg ist ein Betrug* des US-Generals Smedley ausgewertet, der – analog zum Bericht eines US-Senatsausschusses – feststellt, daß die Verantwortung für den Kriegseintritt der USA 1917 allein bei der Rüstungsindustrie und den Banken gelegen habe, die bei einer Niederlage von England und Frankreich auf die Rückzahlung ihre Kredite hätten verzichten müssen. Des weiteren führt der Autor die britische *pressure group* um Robert Vansittart und Eyre Crowe an, die die Behauptung der Unvermeidlichkeit eines Konflikts mit Deutschland propagierten, weil das Kaiserreich das Empire wirtschaftlich zu überflügeln drohte. Es folgen die Memoiren des englischen Kriegsministers Richard Haldane, der in den Jahren 1905 bis 1912 die britischen Expeditionsstreitkräfte schuf, die im Krieg die linke Flanke der französischen Armee deckten, dann die einflußreichen elitären Gruppen, die in den Londoner Clubs – an Parlament und Öffentlichkeit vorbei – antideutsche Politik machten,

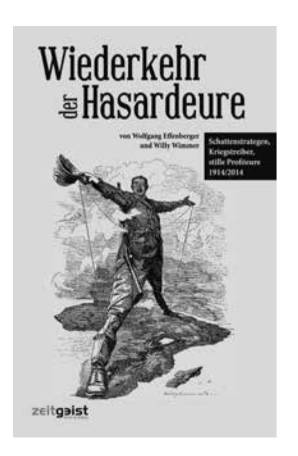
der Landesverrat des SPD-Führers August Bebel, Quellenfälschungen in amtlichen »Gelbbüchern« und die mit russischem Geld initiierte Lenkung der französischen Presse zur Manipulation der Volksmeinung. Er veröffentlicht die russisch-französischen Geheimverträge zur Kriegführung gegen die Mittelmächte sowie die Vereinbarungen zur Aufteilung deutschen und österreichischen Territoriums. Stefan Scheil zeigt, daß der nach 1945 eingeschlagene deutsche Sonderweg der Geschichtsforschung auf die Ignorierung wesentlicher Quellen und auf eine einseitig auf Deutschland fokussierte Betrachtungsweise zurückzuführen ist.



In seiner neuesten Studie faßt der Historiker Walter Post (*1914 – Der unnötige Krieg,* Gilching 2014) zunächst die lange Vorgeschichte der »Ur-Katastrophe« des 20. Jahrhunderts zusammen. Detailliert zeigt er, wie die Einkreisung des Deutschen Reiches ablief, die mit der Annäherung Rußlands an Frankreich in den 1890er Jahren ihren Anfang nahm. Damit wurde das Fundament der Bismarckschen Friedensordnung, die Hegemonie der drei Kaiserreiche Deutschland, Österreich und Rußland über Europa, gesprengt. Ausführlich beschreibt Post die diplomatischen Abläufe im Juli 1914, die mit einer Kette von Kriegserklärungen endeten. Obwohl die Krisen vor 1914 immer gütlich beigelegt werden konnten, versagte nun die Diplomatie, weil vor allem Paris und St. Petersburg die Lage forcierten und vor Krieg nicht zurückschreckten. Er geht dann wie Stefan Scheil auch auf den Kampf der Geschichtsforscher um die richtige Deutung des Krieges ein. Entgegen der heute vorherrschenden Meinung war nach 1918 die Kriegsschuldfrage keinesfalls im Sinne des Versailler Diktats beantwortet, vielmehr begann die historische Forschung sehr schnell, die wahren Ursachen des Krieges darzulegen. Den Anfang machte die revolutionäre Sowjetunion, die brisante Akten des Zarenreiches veröffentlichte und so den Schuldvorwurf der Sieger an die Adresse des Kaiserreiches mit harten Fakten widerlegte. Aber auch in den USA und besonders in Deutschland belegten Historiker, daß der Weltkrieg nicht das Ergebnis des deutschen Strebens nach Weltmacht, nicht Folge der Tirpitzschen Flottenrüstung oder des Präventivkriegsdogmas des Großen Generalstabs gewesen ist. Vielmehr wird deutlich, wie sehr die Mittelmächte der Entente politisch und rüstungstechnisch unterlegen waren.

Es hat verwundert, daß unter den vielen Veröffentlichungen zum Ersten Weltkrieg kaum ein Werk den komparatistischen Ansatz verfolgte. Das dickleibige Buch von Wolfgang Effenberger und Willy Wimmer (*Wiederkehr der Hasardeure: Schattenkrieger, Kriegstreiber, stille Profiteure 1914 und heute,* Höhr-Grenzhausen 2014) versucht verdienstvoll, die Politik der Großmächte um die Wende zum 20. Jahrhundert mit der der Gegenwart zu vergleichen. Effenberger fühlt sich der heute eher belächelten Objektivität verpflichtet, nach der ein Historiker sich seines »Nichtwissens« bewußt sein soll, in die Vorstellungswelt einer Epoche eintauchen müsse und seine Schlüsse nicht aus der Rückschau und dem Stand der heutigen Wissenschaft ziehen dürfe. Um die politischen Konstellationen um 1900 verständlich zu machen, rekapituliert er knapp die europäischen Machtkämpfe seit der Reformation im 16. Jahrhundert, beschreibt die Ereignisse bis Kriegsausbruch und »Amerikas Griff zur Weltmacht«. Er beleuchtet die Rolle des 1858 geborenen Charles Richard Cane, eines schwerreichen US-Unternehmers mit Wirtschaftsinteressen auf dem Balkan, der den Freiheitskampf der slawischen Völker unterstützte. Die Parallelen zu George Soros oder Warren Buffet in der Gegenwart springen ins Auge. Auch das Attentat als Mittel der Politik findet seit Sarajevo immer noch Anwendung. 1914 diente es als Initialzündung für den Krieg, dasselbe gelte für den New Yorker Anschlag vom 11. September 2001. Für den Autor lenken mächtige wirtschaftliche Interessen die politischen Entscheidungsprozesse in ihrem Sinne, 1914 ebenso wie 2014. Im zweiten Teil resümiert der CDU-Politiker Wimmer die weltpolitische Entwicklung seit Zusammenbruch der Sowjetunion. Er kritisiert die westlichen Interventionen in Serbien, im Nahen und Mittleren Osten sowie in der Ukraine. Für ihn stehen hinter den Kriegen der Gegenwart dieselben Interessengruppen, die schon für den Ausbruch des Ersten Weltkriegs verantwortlich waren. Diese aber konkret und beweiskräftig zu benennen, fällt den Verfassern schwer. ■





Vor dem Bücherschrank (VII) – Peter Handke und Thomas Bernhard

von Michael Rieger

Die verarmte Gegenwart mit ihrem »schändlich leblosen Alltag«, voller Menschen, die sich aufführen, »als hätten wir schon alles verloren gegeben«, sich aufführen wie »die Hunde, bei deren Anblick sofort die Phantasie erstirbt« – dieser moderne Weltzustand ist Peter Handke (*1942) ein Graus. Entsprechend zerpflückte er bereits in den frühen Sprechstücken um 1966 geistlose, nichtssagende Floskeln und Klischees, etwa in der Weissagung: »Gott wird in Frankreich leben wie Gott in Frankreich. Die Nadel im Heu wird unauffindbar wie eine Nadel im Heu sein. Die Nacht wird lautlos wie die Nacht sein.« Aggressiver die Litanei beliebig austauschbarer Zuschreibungen in der *Publikumsbeschimpfung:* »Ihr KZ-Banditen, ihr Strolche, ihr Stiernacken, ihr Kriegstreiber, ihr Untermenschen, ihr roten Horden, ihr Bestien in Menschengestalt, ihr Nazischweine. … ihr Schlächter, ihr Tollhäusler, ihr Mitläufer, ihr ewig Gestrigen, ihr Herdentiere, ihr Laffen, ihr Miststücke, ihr Volksfremden, ihr Gesinnungslumpen«. Der Zeit ihren kollektivistischen und denunzierenden Zerrspiegel vorhaltend, empfahl sich Handke keinem Lager, seine Dekonstruktion von Sprechblasen und Sprachregelungen erwies sich als Generalkritik einer insgesamt heruntergekommenen Gegenwart. Das galt in den 1968er-Tagen, und es gilt bis heute.

Als Autorenkollegen, Lektoren, Professoren und Journalisten in Österreich wie in Deutschland der Politisierung der Literatur das Wort redeten, bestand Handke auf ihrem romantischen Charakter und widersprach der um sich greifenden ideologischen Profanierung. Marxens 1968 entstaubtem Programm setzte der Autor sein ästhetisches Credo entgegen: »Ihr habt die Welt immer nur interpretiert und verändert; aber es kommt darauf an, sie zu beschreiben«, und zwar nicht mit Schlagworten, sondern angemessen, vorsichtig, einhaltend, zurückhaltend, immer wieder neu bedenkend, neu ansetzend, denn nur so kann man der handelsüblichen Reduzierung und Banalisierung entkommen und zu einer empfindsamen Wahrnehmung gelangen. Die längst fertig daliegenden »Kommuniqués« eines Marcel Reich-Ranicki – »Es ist schwierig, über seine Arbeiten keine Satire zu schreiben« (Handke) – waren Handke ebenso zuwider wie der unappetitliche Brei politischer Bekenntnisse. Als Reaktion auf den schleichenden Meinungsterror heißt es 1973: »Vor ein paar Tagen hat jemand mich angerufen und gefragt: ›Was sagst du zu dem Waffenstillstand in Vietnam?‹ Ich habe nichts geantwortet, nur irgendwie geflucht und von etwas anderem geredet. Was zu sagen war, wäre nicht von mir gewesen, und ich bin mir immer dann besonders fremd vorgekommen, wenn von mir verlangt wurde, etwas zu sagen, was gerade so gut auch eine Maschine hätte ausspucken können.« Hinter der politisierten Fassade wird schnell das Klima der Überspanntheit und Ignoranz sichtbar: »Heute bin ich wieder angerufen worden. Eine fremde Frau wollte wissen, was ich von Hitler hielte und ob ich es richtig fände, daß Rudolf Heß immer noch eingesperrt sei? Als ich nichts, gar nichts antworten konnte, sagte sie mir ihre eigene Meinung. Sie redete sehr lange, ohne auf mich zu achten. Als sie fertig war, bedankte sie sich, daß ich ihr zugehört hatte, und legte wieder auf.«

Und um die »Leute von jetzt« steht es nicht besser. Im Gespräch mit Peter Hamm (2002) bedauerte Handke das Aussterben jener Generation von Emigranten, die sich auf der Flucht vor Lenin und Stalin, vor Mussolini und Franco in und um Paris angesiedelt hatten: »In zehn Jahren wird von denen niemand mehr da sein, da gibt's dann nur noch diese neuen Leute, die überhaupt nicht mehr wissen, was Natur ist, die alles, was Obstbaum ist, sofort ausreißen und daneben so ein Zierzeug hinzausen und für jedes kleinste Ding eine Maschine haben, und die überhaupt nicht mehr wissen, was Handarbeit ist, die dann als Ausgleich für ihr Computer-Leben Roller Skater oder Mountainbike machen … so durch die Wälder brausen und alle Wege zerstören, alle Pilzkulturen vernichten … Sicher ist das auch übertrieben, was ich sagte, unter denen ist einer, der aufmerksam ist – und sofort denkt man, ach, was bin ich für ein Arsch, was sind das für Vorurteile, die ich habe, und dann ist man eine Stunde ganz erleichtert, ohne Vorurteile gegen die gegenwärtige Menschheit zu sein.«

Während »überall die gleiche Statisterie im kläglichen Welttheater« lauert, ist Handke der Sehnsucht nach dem offenen, noch nicht verstellten Raum gefolgt und hat sich auf den Weg gemacht. Wie er die Vororte durchstreift hat und drei Jahre durch die Welt gereist ist, so zie-



hen die Charaktere seiner Texte los in die Stille, in die Berge, über Nebenwege, durch die Wälder, in den Harz, in die Landschaft, gehen sie »über die Dörfer«. Die bunt zusammengewürfelten und doch verschworenen Gemeinden setzen sich ab von »dieser überfüllten Welt« und erwandern sie wie in *Falsche Bewegung* (1975), *Die Wiederholung* (1986), *Die Abwesenheit* (1987), *Das Spiel vom Fragen* (1989), *In einer dunklen Nacht ging ich aus meinem stillen Haus* (1997), *Der Bildverlust* (2002), *Kali* (2007) oder *Die morawische Nacht* (2008). Durch diese Wortwelten gehen seine Figuren hinaus in das, was noch von der Natur übrig ist, ahnend, fragend sind sie auf dem Weg zu den orakelgleichen Antworten der Natur, für die man freilich offene Augen und offene Ohren haben muß. Es gibt sie, die Landschaft, »wo ihr euch im Kreis drehen könnt«, wo man die »ziehende Luft« an den Schläfen spürt.





Abseits von den Hauptstraßen, abseits von ausgetretenen Denk-Wegen tut sich ein ungeheurer Raum auf, der soviel mehr Geschichte und Geschichten von der Welt und den Menschen bereithält, als die umstellte, eingezäunte Gegenwart es zuläßt.

Auf seinen Wegen schloß sich Handke Klassikern wie Thukydides und Vergil an, er fand treue Gefährten in Chrétien de Troyes und Wolfram von Eschenbach und in den großen Konservativen Goethe und Stifter, mit ihnen übte er das Sehen, das Fragen, das Achtgeben, nicht als unbeteiligter Beobachter, er sei »kein völkischer oder unvölkischer Beobachter«, sondern als einer, der »dabeisein«, »mitsein« kann und will, auf daß das »elende Gerede« aufhöre und das Erzählen, das Epos (wieder) anfange, auf »daß all jene Wörter, mit denen die großen alten Geschichten erzählt wurden, und ohne die es keine Geschichten gibt, ›Segen‹, ›Fluch‹, ›Liebe‹, ›Zorn‹, ›Meer‹, ›Traum‹, ›Wahnsinn‹, ›Wüste‹, ›Jammer‹, ›Salz‹, ›Elend‹, ›Frieden‹, ›Krieg‹«, die »für uns Heutige Fremdwörter geworden sind«, wieder ihren Sinn erhalten. So versucht Handke, sich in seinem Schreiben »durchzumäandern«, wie er zu Peter Hamm sagt, »zwischen dem, was schon besetzt ist von Meinung, von Politik, von Parteipolitik, von Zerstörung, irgendwie noch Zwischenräume zu finden, wie ich da überhaupt noch durchkommen kann. Es ist ein Akt, auf jeden Fall, das Schreiben … vielleicht ein zur Geltungbringen des Übersehenen. Und aus dem Übersehenen eigentlich die Zentralorte des Weltgeschehens und der Welt zu machen oder zumindest versuchen, Fingerzeige zu geben, daß es ein anderes Weltgeschehen gibt, ein entschieden anderes, ein wirklich ermutigendes Weltgeschehen gibt, jenseits oder nebenan, wie sagt Hermann Lenz? – nebendraußen, von dem, was sozusagen einem jeden Tag in die Augen sticht und um die Ohren geschlagen wird und in die Nase fährt. An diese andere Welt, ja, wenn man vom Glauben sprechen kann, glaube ich seit jeher.«

Der Glaube an eine andere Welt verweist auf ein Leben jenseits der inneren wie äuße-

ren Gleichförmigkeit, wie etwa der Neubauten rund um Paris, alle »gleich gemacht, gleichen Grundriß, gleiches Material, gleiche Farbe, gleiche Fenster«, auf ein Leben fern von den »Geschwätzexistenzen« und der auf uns »eindringenden Leibeigenen-Sprache« – dieser Glaube an eine andere Welt ruft die Tradition auf, die in Europa nur christlich geprägt sein kann. 1990 hatte Handke Norbert Beilharz noch schroff zurechtgewiesen: es sei ein »Blödsinn«, in seinen Texten etwas Religiöses lesen zu wollen. Aber je älter er wurde, um so tiefere Spuren hat die Bilderwelt des Christentums in seinem Werk hinterlassen, die romanischen Kathedralen, die »ungezwungene Sprache« der Mystiker, das Neue Testament. Das Johannesevangelium sei »die gewaltigste Erzählung der Menschheit« und »die Geschichte von Jesus unser aller Geschichte«. Schon in der *Langsamen Heimkehr* (1979) spürt die Hauptfigur Sorger ein »Bedürfnis nach Heil«, was ein Heil-Werden durch die Poesie meint, eine »Beruhigung«, »Reinigung«, ein »Reinwerden« und »Ganz-Sein«, gemäß dem von Handke zitierten Bibelwort »Sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund«. Diesen Anspruch ernst nehmend, darf die Literatur »im Grund nicht profan sein«.

Der Autor kann sich also empören über das Profane, über den Nationalismus, die »Kellerassel der Menschheit«, über die Stichwörter der politischen Korrektheit, wie etwa die Phrase »multikulturell«, das für ihn »einen der größten Schwindel der Menschheitsgeschichte« bezeichnet; und er kann bisweilen auch eine Sprache traurig-ohnmächtigen Furors wählen, wenn Handke das »große Gesindel« wegen des völkerrechtswidrigen Kriegs gegen Jugoslawien anklagt: »Die Welt wird das nicht hinnehmen. Nicht die Welt, die sich heute als die Welt bezeichnet die ganze Zeit, angeberisch, prahlerisch, ›wir sind die Welt‹ – wer ist die Welt? Nicht jedenfalls der sogenannte Westen, das ist nicht die Welt. Die Welt ist ganz woanders. Eher auf dem Mond als hier auf dieser Scheiß-Erde.«

All das zusammengesehen, wird man Claus Peymann recht geben, der Handke attestierte, er denke »auf geradezu rührende Weise reaktionär«. In der Tat hat Handke einen so lebensnotwendigen wie zutiefst reaktionären Gedanken formuliert, wenn uns Nova in *Über die Dörfer* zuruft: »Übt die Kraft der schönen Überlieferung – damit das Schöne nicht jedesmal wieder nichts war.« Diese Kraft der schönen Überlieferung ist es, mit der Handke Anspruch und Würde des schauenden, hörenden, empfindenden, selbst denkenden Menschen, »durchdrungen« von einer reichen, vielfältigen Welt, gegen die allgemeine Degeneriertheit verteidigt.

Niedergang, Untergang, Auslöschung waren für den anderen, den älteren Österreicher Thomas Bernhard (1931–1989) hingegen eine ausgemachte Sache. »Es scheitert letzten Endes alles, alles endet am Friedhof. Da können S' machen, was S' wollen.«

Früh durch Krankheit und Todesnähe erschüttert, schrieb Bernhard eben gegen diese drohende Vernichtung an, gegen seine Erkrankung und den eigenen Tod. Er haßte und verlachte ihn, beschwor ihn, bannte ihn, wehrte ihn ab und formte dazu ein einzigartiges Sprachgebirge aus endlosen Monologen, Verschachtelungen und Perspektivverschiebungen, um das Leiden, das Verdämmern zur Sprache zu bringen, um zu zeigen, wie einsam der Mensch, wie ausweglos seine Lage ist, wie der Fürst Saurau in *Verstörung* »von innen heraus erfror« (Handke), wie Menschen in Geisteskrankheiten abrutschen oder einfach von der Bildfläche verschwinden können – doch letztlich werde auch all diese Kunst nichts ausrichten, sei nur der Laut »eines kleinen, aufmucksenden Vogerls« im großen Wald, der Tod werde alles zudecken, auslöschen, ausnahmslos. Für Bernhard war daher grundsätzlich alles ein »vollkommener Blödsinn«, alles war ihm irgendwie »schauerlich«, eine »Infamie«, das »Allerärgste«, »unverschämt«, »unerträglich«, »fad«, »furchtbar« und das Leben selbst, mit Kierkegaard, eine Krankheit zum Tode hin, alles fault vor sich hin, verwest, »naturgemäß«, ganz abgesehen von den Leuten, die »nur den Mund, aber nicht das Hirn gebrauchen«, von »Leuten, die nur zum Wegschießen sind«.

Aus dieser radikalen Haltung heraus bekommt jeder sein Fett weg, zuvörderst der gesamte Komplex Österreich, Hitler, Heldenplatz, Altnazis, Waldheim, Haider ff.: »Die Rückkehr nach Österreich bewirkt jedesmal einen totalen Beschmutzungseffekt«, heißt es in *Auslöschung*. »Die Blutordensträger, die SS-Obersturmbannführer an ihren Krücken und auf ihre Stöcke gestützt, die nationalsozialistischen Helden, würdigten mich ihrerseits … keines Blickes.« Doch singt Bernhard auch kein Hohelied auf die Linksliberalen, »der Peymann ist halt auch umgeben von lauter Idioten«, und gelästert wird ebenso über die *Spiegel*-Leute, »die in Milliarden schwimmen und gar nicht wissen, wohin damit. Da sind Chefredakteure, die Jahreseinkommen haben wie fünfmal der Bundespräsident bei uns, aber die Armen aufputschen, das Volk aufputschen, immer gegen die Oberen sind.

Quellenhinweise:

Thomas Bernhard: *Frost,* Frankfurt a.M. 1999 (EA 1963);

Thomas Bernhard: *Verstörung,* Frankfurt a.M. 1988 (EA 1967);

»›Der Alltag ist schändlich leblos‹ – *SPIEGEL*-Gespräch mit dem österreichischen Schriftsteller Peter Handke über sein verändertes Leben«, in: *Der Spiegel* 16/1990, S. 220–234;

Der schwermütige Spieler – Der Schriftsteller Peter Handke. Ein Film von Peter Hamm. SWR/arte 2002;

Peter Handke: *Das Spiel vom Fragen oder Die Reise zum sonoren Land,* Frankfurt a.M. 1989;

Peter Handke: *Gestern unterwegs. Aufzeichnungen November 1987 bis Juli 1990,* Salzburg/Wien 2005;

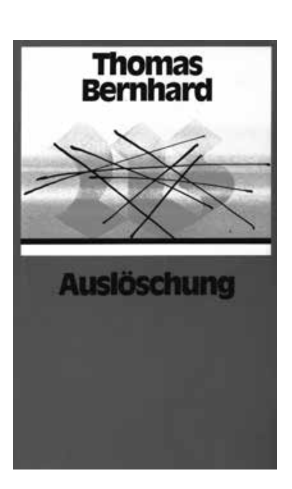
Peter Handke: *Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturmes,* Frankfurt a.M. 1972;

Kurt Hofmann: *Aus Gesprächen mit Thomas Bernhard. Erweiterte Ausgabe,* München 1991.



Und selber haben sie ihre abgelegten Weiber und ihre Reetdach-Villen, angestopft mit Cézannes und Mirós«. Daß die Medien in Deutschland und Österreich nicht viel taugen – nun ja, aber es ist überall das gleiche Trauerspiel: »Schauen Sie, zum Beispiel *Le Monde,* da glaubt man, das ist was. Und was ist's: nur blöd! Da sitzen genauso dumme Leute dort. Nur weil es französisch ist, ist es deshalb ja nicht besser.« Denn es geht alles den Bach runter, wie der »Amerikanismus alles ruiniert hat in Europa, so macht die EG auch alles gleich. Und der Briefträger schaut dann genauso aus in Ohlsdorf wie in Estoril. Es kriegen dann alle die gleichen Uniformen.«





Der hohe Unterhaltungswert dieser Schimpfreden liegt auf der Hand und oft genug trifft Bernhard ins Schwarze. Doch bleibt der Eindruck des Einseitigen, der einmal eingenommenen Attitüde einer Kunstfigur. Peter Handke, der Bernhard anfangs als »Herausforderung« begriffen und bewundert hatte, stellte schließlich fest: »Im letzten Jahrzehnt hat ihm das Dahinwitzeln schon sehr gefallen. Er kam ja damit sehr gut an.« Bernhards pauschal alles niedermachenden Rundumschläge waren ein literarisches Rollenspiel geworden, »so wie der redet, könnte er am Tag drei Stücke aufs Tonband reden.«

Trotz dieser zutreffenden Kritik liegt aber die anhaltende Provokation Thomas Bernhards eben nicht im endlosen Strom von Beleidigungen, nicht im Kalkül verschrobener, übersteigerter Attacken, nicht darin, die österreichische Seele oder ein paar alte Nazis malträtiert zu haben. Eine wesentlich fundamentalere Ebene ist berührt, indem Thomas Bernhards Texte als Absage an eine zentrale Lebenslüge gegenwärtiger Kultur gelesen werden können. In schroffem Gegensatz zu den tonangebenden Instanzen blendet der Autor den Tod nicht aus, huscht nicht darüber hinweg, er ist ihm vielmehr zum Zentrum seines Denkens geworden und so haben wir es mit einer todernsten Literatur zu tun, die sich nicht gut verträgt mit einer Kultur, die keine Grenzen mehr kennt und anerkennt. Im Angesicht des Todes gibt es wahrlich kein selbstverliebtes, bequemes *anything goes* mehr und keinen Grund für unangekränkelte Selbstzufriedenheit – was zu lernen wäre von einer Literatur sehr unbequemer existentieller Verzweiflung, die mit der Absurdität, mit dem Leben als dem »Unverständlichen« gerungen hat, »das manchmal in Menschen Gestalt annimmt, wie Vogelschwärme in die Luft geht, um alles zu verfinstern«.

Während Bernhard aber die Facetten der Verfinsterung zeigt, sucht Handke auf seinen Wegen stets die poetische »Lichtung«. Die Entfremdung der beiden Autoren verwundert daher nicht. »Irgendwann«, so Handke, »haben wir gespürt, daß wir nichts mehr miteinander zu schaffen haben.« ■

Schöne Literatur

David Vann: *Goat Mountain,* Roman, Berlin: Suhrkamp 2014. 270 S., 22.95 €

Als Florian Illies (1971) im Jahre 2000 die *Generation Golf* einer Inspektion unterzog, schlug er deren Grundton mittels einer Aufzählung des Samstagsinventars an: Man habe als Zehnjähriger in Schaum gebadet, dabei das Piratenschiff von Playmobil zu Wasser gelassen, hernach den Frotteemantel angezogen, Fischstäbchen von Iglo verzehrt und sich auf »Wetten daß …« gefreut.
Der amerikanische Autor David Vann (1966) würde vielleicht viel darum geben, seinen eigenen Seelenhaushalt gegen das friedvolle Mobiliar der deutschen Achtziger eintauschen zu können. Jedoch: Wor--über sollte er dann schreiben? Wenn man seinen Äußerungen Glauben schenkt, dann hat Vann erst mit seinem jüngsten Buch, *Goat Mountain,* die »letzten Reste dessen weggebrannt, was mich ursprünglich zum Schreiben trieb, nämlich die Geschichte über meine von Gewalt geprägte Familie.« Vann wuchs als Sohn eines Militärarztes auf, der sich das Leben nahm, als Vann dreizehn Jahre alt war und schon längst Wild geschossen und (während Illies in der Wanne den Jolly Roger hißte) auf einen Menschen gezielt hatte. Jüngst schilderte Vann diese Szene im Rahmen der Präsentation der deutschen Übersetzung seines neuen Romans: Er habe durch das Zielfernrohr auf dem Gewehr seines Vaters einen Wilderer beobachten dürfen, sei ihm mit dem Lauf gefolgt, und dann »packte mich ein Schwindel, so als stünde ich am Rand einer Klippe, und etwas in mir, von dem ich damals nicht wußte, daß es in mir ist, wollte abdrücken.«
Das ist fast wörtlich aus *Goat Mountain* übernommen. Aber dort drückt der elfjährige Ich-Erzähler tatsächlich ab und tötet nicht seinen ersten Hirsch, sondern seinen ersten Menschen. Der Schock darüber bleibt aus, ein Psychologe ist nicht notwendig, »vielleicht lag das an den vielen Hirschen und all den anderen toten Dingen, die ich in meinem Leben hatte herumliegen sehen.« Die Reaktion der drei Männer, mit denen der Junge zur Jagd durfte, kennzeichnet dieses sparsame Personal des Romans: Bis zuletzt bleiben alle vier in ihren Rollen stecken: Der Vater reagiert überfordert, brutal und wehleidig (»Ich kann nichts tun. Du hast mich in eine Lage gebracht, in der ich nichts tun kann«), der Großvater entschieden und überlegen (auch körperlich!). Er stellt in einem der aufs Wesentliche reduzierten Dialoge seinen Sohn vor eine archaische Wahl: Entweder er erweise dem Getöteten Respekt und bestrafe den Enkel (»wir können ihn schlagen oder verbrennen oder erschießen und begraben, was auch immer nötig ist, um es wiedergutzumachen«), oder der Getötete sei bedeutungslos, und das Gesetz zähle nicht für diesen Wilderer (»Wir haben Vorrang. Die Sippe.«).
Bleibt noch der Freund der Familie, Tom: »Verwandelt in einem einzigen Moment. Hängende Schultern, gesenkter Kopf, Gewehr schlaff in der Hand, ein Mensch, der an der Überzeugung festhielt, man könne die Zeit zurückdrehen. Selbst mit meinen elf Jahren verachtete ich ihn.«
Damit ist alles an seinen Platz gestellt und kann sich entwikkeln aus der Zeitschleuse der Tötung heraus, vor der alles anders war, als es danach sein muß. Nicht ohne Grund erinnert das Drama, das nun seinen Lauf nimmt, an eine griechische Tragödie: Vann orientiert sich in seiner Reduzierung des Personals und seinen existentiellen Fragestellungen an den antiken Vorbildern und wählt etwa in *Goat Mountain* eine denkbar krasse Form der Katharsis, der Reinigung von einer, man möchte sagen: grundsätzlichen Schuld. Er verstärkt dies dadurch, daß er nach dem Mord von Kain und Abel berichtet und jedes Kapitel mit einer Referenz an die Bibel einleitet.
Wer mit Fischstäbchen und »Wetten daß …« aufgewachsen ist, sieht in dieser an der Grenze zur Wildnis agierenden, großkalibrig bewaffneten Männergruppe vielleicht eine Bande, die das eigene Camp zu verteidigen und sogar einen Mord im eigenen Geviert zu regeln in der Lage sei. Vann indes graut vor derlei Mythen: Die Amerikaner klammerten sich aus Angst vor dem zivilen Abstieg an ihre Waffen und Pioniererzählungen, nicht aus Stärke. Mit solchen Thesen kommt er nicht gut an in einem Land, in dem jüngst in Iowa die Republikanerin Joni Ernst ihren Konkurrenten mit dem Slogan »Mutter, Soldatin, konservativ« ausstach und auch im Wahlkampf stets mit einer Pistole in der Handtasche unterwegs war. Vanns Konsequenz: In zwei Jahren war er genau für einen Tag in Amerika.

Götz Kubitschek

Blindlings stieß ich zu

Peter Berling: *Der Chauffeur,* Roman, Berlin: Europa Verlag 2014. 528 S., 24.99 €

Einem Liebhaber der Süßspeise, der ein Kuttelgericht bewertet, dürfte man mit Fug und Recht vorwerfen: Die Speisekarte war umfänglich genug, warum diese Wahl? Er

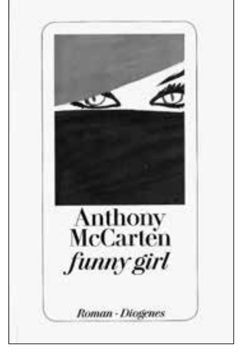
könnte antworten: Weil mir Gericht und Koch eindringlich ans Herz gelegt wurden. Weil ich gelegentlich auch Fleisch nicht verschmähe. Der Koch heißt in diesem Fall Peter Berling, seinen Namen zieren Sterne. Berling, Jahrgang 1934, ist ein erfolgreicher Filmproduzent, Schauspieler und Schriftsteller. Unter anderem durch seinen Romanzyklus *Die Kinder des Gral* wurde er zum Bestsellerautor. Dem Thema ist er auch in seinem neuen Roman treu geblieben: Der junge Schweizer Max gerät in die Kreise völkischer Esoteriker und aufstrebender Nationalsozialisten. Durch seine Liebe für automobile Technik wird er zum Chauffeur des Gralssuchers Otto Rahn, aufgrund seiner Fähigkeiten als Masseur zum Physiotherapeuten Reinhard Heydrichs. Von Heinrich Himmler und einem französischen Geheimbund wird Max in ein Komplott verwickelt, das der SS die Macht des Heiligen Grals sichern soll. Spät begreift Max die Perfidie der Mächte, in deren Diensten er steht. Berling hat seinem opulenten Roman ein Register der Dramatis Personae vorangestellt, das es in sich hat: Ernst Jünger, Leni Riefenstahl und Yehudi Menuhin spielen in kleinen Rollen neben Otto Skorzeny und natürlich Adolf Hitler. Auch sonst geht es drunter und drüber: die auktoriale Stimme, der Ich-Erzähler Max, dessen Tagebucheinträge und Briefe an unterschiedliche Adressaten führen durch die Handlung. Daneben gibt es Sachkunde, verpackt in Dialogen: »Wolfram von Eschenbach, der Verfasser des Parzival …« – so unterhalten sich Rahn und Kollegen am Montségur. Alle Formen der Berichterstattung – besonders fällt das in den keineswegs tagebuchmäßigen Eintragungen von Max auf – eint *ein* Ton, aus dem die Stilblüten nur so sprießen. Max: »Ich mußte am Leib von lieben Freunden erfahren, was es heißt, wider den Stachel zu löcken, wenn der Gestapo heißt.« Zu Heydrich: »Er wollte sich mit der Aura eines Monsters umgeben. Das verbreitete Angst und Schrecken, exakt (!) die tiefschwarze Wolke, in der er geortet werden wollte.« Max hingegen, der sich »sauwohl« fühlt im Verkehr mit jüngeren und älteren Damen, fallen gelegentlich Präservative aus der Hosentasche. »Mein männlicher Stolz schwoll mir in der Hose …, mein Widerstand verhärtete sich wie in kaltes Wasser gegossenes, glühendes Blei!« Das ist der gleißende Wahnsinn.

Ellen Kositza

Menschen sind Mitläufer, Azi!

Anthony McCarten: *funny girl,* Roman, Zürich: Diogenes 2014. 384 S., 15.95 €

McCartens Geschichte über Azime, die weltweit erste burkatragende Komödiantin (»Comedian«), mag sich nicht glasklar ins Genre der Hochliteratur fügen. Sie ist nichtsdestoweniger ein vielschichtiger Lesegenuß, der sich nicht zuletzt der Übersetzungsleistung durch Manfred Allié und Gabriele Kempf-Allié verdankt. *Funny girl* ist einer dieser Romane, auf die das Klischeewort vom Nicht-weglegen-Können zutrifft. Azime ist zwanzig, in London als Kind kurdischer Eltern geboren. Die familiäre Situation ist recht typisch – die Eltern führen eine arrangierte, zufriedene Ehe, der Vater hat sich als Möbelhändler (»türkischer Barock«) selbständig gemacht, er handelt mit Möbeln, die nach Azimes Meinung »besser aussahen, wenn man die Plastikhülle drumließ.« Azimes Bruder ist ein patriarchalischer Gernegroß, die neunjährige Schwester möchte Hirnchirurgin oder Topmodel werden, schwenkt aber nach dem einmonatigen »Kopftuch-auf-Probe« mit guten Gründen auf die familiäre Sitte ein. McCarten beschreibt eindrücklich, warum die Macht der Tradition so groß und verführerisch ist. Aus Azimes nachvollziehbarer Sicht ist sie erdrückend und heimelig zugleich. »Wenn man seinen Platz in der langen Traditionsreihe einnahm und sich den Geboten der alten Kultur beugte, dann bekam man das Gefühl, daß das Leben nicht aus vielen kleinen Schubladen bestand, sondern daß man ein vollständiger Mensch war, Bestandteil eines größeren, schöneren Ganzen.« Azime liebt die kurdischen Gepflogenheiten. Sie trägt selten Kopftuch, spürt einem mutmaßlichen Ehrenmord an einer Schulkameradin nach, sie ist Jungfrau-bis-zur-Ehe aus Überzeugung – und sie führt ein kleines unmuslimisches Sonderleben, vor allem, seit sie aus Zufall in diesen volkshochschulartigen Comedy-Kurs geraten ist. Sie beschließt, zeltförmig aufzutreten. Ihr einerseits loses, andererseits doch muslimisch-loyales und bei aller Schlagfertigkeit eher mäßig witziges Mundwerk begeistert die Zuhörer – allein aufgrund des Rahmens, des stoffenen Rahmens, aus dem die Worte ans Ohr der Zuhörer dringen. Was für ein Zündstoff! Eine Burkafrau liest Leviten! Es hagelt Morddrohungen; die Eltern, bislang arg bemüht, das nach deren Einschätzung alte Mädchen unter die Haube zu kriegen, wollen sich von der Tochter lossagen. Allah hat diese Art Witzigkeiten untersagt! Azime fühlt sich zerrissen. »Im 21. Jahrhundert lebt in so einem Land jeder in der Hoffnung, daß er nie in eine Situation kommt, in der er Zivilcourage zeigen muß«, das ist ihr Empfinden. Azime wird nicht mit ihren Leuten brechen. Sie neigt sich mit den Frauen in der Moschee »tief, richtet sich auf und verneigt sich wieder, wie träge arbeitende Ölpumpen«, aber sie läßt sich nicht kontaminieren, weder von dem klebrigen Gut der einen noch der anderen Seite. Gut!



Ellen Kositza

Russische Revolution und Juden

Karl Schlögel/Karl-Konrad Tschäpe (Hrsg.): *Die Russische Revolution und das Schicksal der russischen Juden. Eine Debatte in Berlin 1922/23,* Berlin: Matthes & Seitz 2014. 762 S., 49.90 €

Der voluminöse Band *Die Russische Revolution und das Schicksal der russischen Juden* ist eine anspruchsvolle Sensation. Der emeritierte Rußland-Experte der Viadrina-Universität Frankfurt/Oder, Karl Schlögel, der sich bereits 2007 mit *Das russische Berlin. Ostbahnhof Europas* als gut zu lesender klassischer Gelehrter ausgewiesen hat, legt eine ausführlich eingeleitete Ausgabe von Schriften aus dem Berliner jüdisch-russischen Exil der Jahre 1922/23 vor. Diese sind teilweise erstmals übersetzt oder als Rarissima nicht ohne weiteres zu beschaffen.
Es handelt sich dabei um Diskussionsbeiträge, die von Mitgliedern des 1923 in Berlin gegründeten »Vaterländischen Verbandes russischer Juden im Ausland« während des Rußland verheerenden Bürgerkrieges mit innerer Anteilnahme über das Schicksal der Heimat gehalten worden sind. Damals ist Berlin mit etwa 63 000 Ostjuden, die überwiegend der gebildeten Oberschicht entstammten, das Zentrum der russisch-jüdischen, aber auch der nationalrussischen Emigration gewesen.
Die von den präsentierten Zeitzeugnissen ausgehende Faszination beruht darauf, daß sie unmittelbare Reaktionen bestens Informierter auf welthistorische Konflikte darstellen. Als interne jüdische Stellungnahmen sind sie grundehrlich, nicht durch politische Rücksichten deformiert und naturgemäß nicht durch die heutzutage vieles überschattenden Auschwitz-Filter gepreßt.
Schlögel bewegt sich umsichtig und ohne Scheuklappen in einem verminten Feld. Souverän und ohne zu polemisieren würdigt er die gewichtigen Beiträger zu seiner Thematik wie André Gerrits, Yuri Slezkine und Oleg Budnickij. Dabei läßt er solche, die wie Sonja Margolina mit ihrem *Ende der Lügen* oder auch der Rezensent mit seinem *Mythos vom »jüdischen Bolschewismus«* durch das Sperrfeuer ideologischer »Korrektheit« hindurch mußten, nicht aus.
Das Überraschendste an dieser Publikation ist, daß sie nicht die Sicht linker oder zionistischer, ganz zu schweigen orthodoxer Juden wiedergibt, sondern diejenige der oft übersehenen assimiliert-arrivierten, antisozialistischen russisch-patriotischen Juden. Also solcher Juden, deren Väter das Ghetto verlassen hatten, aufgestiegen waren und sich zu einem bürgerlichen Rußland und seiner Kultur bekannten. Dabei gingen sie so weit, im mörderischen Bürgerkrieg zwischen Rot und Weiß sich zu den von Linken aller Couleur als »reaktionär« stigmatisierten »Weißen« zu bekennen.



Tatsächlich hat es in deren Reihen wüste, vor Pogromen nicht zurückschreckende Antisemiten gegeben, über welche ihre Kommandeure keineswegs immer glücklich waren. Abgeschlachtet wurden bei dem Gemetzel, an dem auch ukrainische Anarchisten teilnahmen, neben Juden auch unzählige Adelige, Popen, Bauern und Kapitalisten. »Vaterländische« Juden wie der 1867 in Podolien geborene, in Odessa promovierte Iosif Bikerman waren selbstkritisch genug, dies einzugestehen: Jüdische Bolschewiken trugen auch als »bolschewistische Häuptlinge« wie Trotzki Mitverantwortung für die »Zerstörung Rußlands«. Bikerman bewertete diese als »eine Sünde, die ihre Vergeltung in sich selbst trägt«. Sein Mitstreiter, der Arzt Daniil S. Pasmaniak, ging in seinem Beitrag »Rußland und das russische Judentum« so weit, von der »schrecklichen Rolle von Trotzki, Radek und Co« zu sprechen. Er forderte dazu auf, sich von solchen Juden loszusagen und eine klare Trennungslinie zu ziehen. Da für ihn der Bolschewismus eine »tödliche Gefahr für das Judentum« darstellte, rief er auf zum »Sturz der Sowjetmacht und zur Rettung und kulturellen Wiedergeburt Rußlands«!
Daß – wie Pasmaniak formulierte – bereits damals die »Gleichsetzung von Bolschewismus und Judentum Mode im modernen europäischen Denken« geworden war, gab zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß.
Festgehalten werden muß, daß von den Exiljuden der hohe jüdische Anteil bei den Bolschewiken nicht geleugnet, jedoch deren Entfremdung von jüdischen Traditionen herausgestellt wurde. Dabei betonten sie die antireligiöse Ausrichtung des bolschewikischen »Lumpen«- und »Pogrom«-Sozialismus. Der Verlegersohn Grigorij A. Landau warf der sozialistischen jüdischen Intelligenz vor, an der wirtschaftlichen Zerrüttung Rußlands mitgewirkt zu haben und die bürgerliche Gesellschaft zu verachten. Einige der vaterländischen Juden versuchten sich an psychologischen Erklärungen des jüdischen Radikalismus. So habe die Verfolgungsgeschichte der Juden eine »Psychologie des gehetzten Wolfes« hervorgebracht und negative Gefühle gegenüber dem Wirtsvolk eingepflanzt.
Übereinstimmung bestand darüber, daß es der die russische Gesellschaft destabilisierende Weltkrieg gewesen ist, der es einer Handvoll bislang in der Emigration in kümmerlichen Dachzimmern lebenden Revolutionären erlaubte, mit anarchistischen Parolen die Macht an sich zu reißen. Die Schriften der jüdischen Exilanten enthalten keineswegs nur tagespolitische Erwägungen, sondern auch detaillierte Darstellungen zu innerrussischen Vorgängen sowie historisch-philosophisch-theologische Betrachtungen.
Es erscheint wichtig, das »jüdischen Paradox« zu kennen,

nach dem die Radikalität des Ausstiegs aus der jüdischen Welt als Beweis für das verdeckte Judentum der Abtrünnigen gewertet wird. Auch gilt es zu wissen, daß der Kommunismus äußerlich »entjudet« und die für ihn nicht unwesentliche jüdische Rolle negiert wird. Tatsächlich hat sich der russischen Bevölkerung die Vorstellung vom »jüdischen Bolschewismus« nicht so sehr wegen einiger spektakulärer jüdischer Bolschewiken eingebrannt, sondern weil es nach dem Bürgerkrieg zu einem Elitenaustausch in Rußland auch auf der unteren und mittleren Ebene gekommen ist. Dabei rückten auch bisher nichtbolschewistische Juden in untere Leitungspositionen. Hierfür war maßgeblich, daß sie vergleichsweise schriftkundig waren, überdies keine sonderlichen Loyalitätsgefühle gegenüber dem Zarenreich hegten, das ihnen als religiös-nationale Minderheit die Gleichberechtigung versagt hatte. Dieser Rollentausch wirkte auf viele orthodoxe Russen wie ein Schock.

Johannes Rogalla von Bieberstein

Die Natur züchtet nicht

Michael Beleites: *Umweltresonanz. Grundzüge einer organismischen Biologie,* Treuenbrietzen: Telesma 2014. 688 S., 39.80 €

Das Buch erweckt nur auf den ersten Blick den Eindruck eines reinen Fachbuches, das für den interessierten Leser kaum zu bewältigen sein dürfte – ein Irrtum! Zunächst ist dieses Buch, wenngleich umfangreich, durchgehend allgemeinverständlich geschrieben, und der Text wird durch zahlreiche Abbildungen veranschaulicht. Weiterhin wendet es sich weniger an ein Fachpublikum als an diejenigen Leser, die sich um ihre Zeit und Lage Gedanken machen. Michael Beleites (Jg. 1964) betreibt Wissenschaft nicht zum Selbstzweck, sondern bettet sie in die geistige Lage der Gegenwart ein. Sein Ausgangspunkt ist dabei ein doppelter: Zum einen hält er die Selektionstheorie Darwins für falsch und möchte den entsprechenden Nachweis führen. Zum anderen sieht er mit der umfassenden Anerkenntnis der Darwinschen Theorie Implikationen verbunden, die unsere wachstumsorientierte Lebensweise erst ermöglichen. Der Anspruch des Buches ist daher ein politischer. Das ist, wenn man sich den Lebenslauf Beleites' anschaut, nicht verwunderlich. Der Sohn eines Pfarrers erlernte den Beruf eines Tierpräparators und engagierte sich seit den frühen achtziger Jahren in der Umwelt- und Friedensbewegung der DDR. Nach der Wende war er in verschiedenen politischen Zusammenhängen der Umweltbewegung aktiv, etwa bei Greenpeace, studierte Landwirtschaft und war von 2000 bis 2010 Sächsischer Landesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen. Seit 1995 hat er an seinem umfangreichen Werk gearbeitet. Er lebt, was für seine Haltung nicht unwichtig ist, auf dem Land.



Beleites verschleiert seine politische Absicht nicht, sondern kommt innerhalb des Textes immer wieder auf die Frage der Konsequenzen der Darwinschen Theorie zurück. In klassischer Weise sind dem Buch die Thesen (in wirklich thesenartiger Form) vorangestellt, die Beleites im folgenden zu belegen unternimmt. Dabei geht er von den Ausgangsvoraussetzungen der Selektionstheorie aus: Aus Variationen in der freien Natur könnten neue Arten entstehen. Die Ansicht weist Beleites zurück, indem er zeigt, daß die von Darwin beobachteten Vorgänge in der Natur nicht vorkommen, sondern aus Erfahrungen der Züchtung von Haustieren abgeleitet sind. In der Natur komme Züchtung nicht vor – auch keine Zuchtwahl.
Beleites belegt dies vor allem mit eigenen Beobachtungen aus der Vogelwelt, aber auch denen des Ornithologen Otto Kleinschmidt, dessen Werk sein wichtigster Bezugspunkt ist. Auf ihn wie auf den Biologen Ludwig von Bertalanffy stützt Beleites seine theoretischen Argumente gegen die »reduktionistische Biologie«. Damit sind dann nicht nur die Mendelschen Gesetze gemeint, die bis heute die Grundlage der Vererbungslehre bilden. Laut Beleites handelt es sich um Theorien, die den empirischen Befunden nicht genügen und trotzdem zu einer Weltanschauung erhoben wurden, die deshalb so erfolgreich ist, weil sie als wissenschaftlich gilt.
Beleites geht es um die Falsifikation dieser Theorien. Seiner Meinung nach bedarf es nicht zwingend einer Ersatztheorie, um deren Vorherrschaft zu brechen (was er den Kreationisten ankreidet). Beleites legt mit der *Umweltresonanz* ein Alternativmodell vor, das den Zusammenhang zwischen den Strukturen der genetischen und ökologischen Ebene beschreibt. Beleites lenkt den Blick auf die Bedingungen des Zusammenhalts einer Art und deren Beziehung zur Umwelt und faßt sie in einer ganzheitlichen, der organismischen Biologie zusammen. Der Zusammenhalt einer Art ist nur in freier Natur gewährleistet, wohingegen es im urbanen Raum zu Informationsverlusten und damit zu einem Auseinanderlaufen der Art kommt.
Diese Sicht der Dinge hat eine entscheidende Konsequenz: die Reintegration des Menschen in die Natur. Wenn es keinen »Survival of the fittest« gebe, so Beleites, könne es auch keinen Rassenkampf geben. Deshalb sei es unproblematisch, die Rasse weiterhin als das Unterscheidungsmerkmal der menschlichen Population zu verwenden. Die Konsequenz, so sympathisch sie im Sinne des freien Blicks auf Dinge ist, hängt an der Anerkenntnis der Grundthese, daß Darwin unrecht hat, wofür Beleites gute Argumente bringt.

Die einzige Schwäche des Buches liegt an anderer Stelle. In der löblichen Absicht, dem Menschen sein Wachstumsstreben als unnatürlich abzugewöhnen, wird zweierlei unterstellt: Erstens, daß der Mensch als Geistwesen sich nicht über die Umweltresonanz stellen könne. Und zweitens, daß uns Darwins Blick auf die Natur erst zu solchen wachstumsorientierten Wesen gemacht habe. Beides kann man mit guten Gründen bezweifeln, ohne daß man damit Beleites' Erkenntnisse über die Gesetzmäßigkeiten in der Natur für falsch halten muß. Damit ist auch nichts gegen das Unternehmen, den offenbaren Widersprüchen und Lücken der Selektionstheorie auf die Spur zu kommen, gesagt. Im Gegenteil, ihm ist eine Debatte zu wünschen, die vor der Fachwissenschaft nicht haltmacht.

Erik Lehnert

Europäisches Denken

Winfried Böttcher (Hrsg.): *Klassiker des europäischen Denkens. Friedens- und Europavorstellungen aus 700 Jahren europäischer Kulturgeschichte,* Baden-Baden: Nomos 2014. 781 S., 98 €

Haben mit Martin Schulz (»Monsieur Schulz«) und Jean-Claude Juncker (der nach schnell übertünchter Geheimdienstaffäre die Karriereleiter bis ans Ende hochstieg) die zwei obersten Siegelbewahrer der zur EU-Protodiktatur angeschwollenen »westlichen Wertegemeinschaft« Beiträge für ein Buch mit einem solchen Titel verfaßt, besteht zunächst Anlaß zum Mißtrauen. Eine Ahnengalerie allein der liberalen Vordenker von Entnationalisierung, Entstaatlichung bis hin zur »Einen Welt« der rassen-, klassen- und massengemischten Konsumenteneinheiten steht zu befürchten. Um so erfreulicher ist der Eindruck, den dieser Band hinterläßt. Mehr als 100 Denker stellt das Lexikon vor, die – von Pierre Dubois (gest. 1321) bis Václav Havel (gest. 2011) – mit der Frage einer abendländischen oder europäischen Friedensordnung rangen. Der innere Aufbau des Werkes ist klug erdacht. Nach einleitenden Kapiteln zu den großen, aus der Antike herüberreichenden Überlieferungstraditionen folgen in streng chronologischer Ordnung die Lemmata zu den einzelnen Denkern, die mit einem biographischen Abriß, einer Werkskizze und meist auch einer geistesgeschichtlichen Einordnung vorgestellt werden. Umfangreiche Literaturhinweise vervollständigen die Beiträge.

Wie bei mehr als fünf Dutzend Autoren aus ganz Europa nicht anders zu erwarten, sind die Beiträge von unterschiedlicher Qualität. Neben eher hagiographischen Darstellungen des Lebens enthusiastischer Europa-Forscher, die außerhalb der Fachwelt vergessen sind, stehen exzellente Porträts bedeutender Staatsdenker. Beachtlich ist, daß konservative (auch vergessene) und liberale Denker gleichermaßen berücksichtigt werden, etwas zuungunsten der sozialistisch-revolutionären. Hobbes, Machiavelli und Schmitt werden ebenso vorurteilsfrei und anerkennend gewürdigt wie Herder, Metternich oder etwa Renan und Spengler. Aus Platzmangel seien hier nur noch die Beiträge über Nikolai Danilewski und Aurel Popovici hervorgehoben – Autoren, deren Wiederentdeckung in konservativer Lesart sich lohnt.

Nicht verschwiegen sei der politische Impetus, der das Buch durchzieht. Natürlich soll hier für den europäischen Gedanken im Sinne heutiger Ideologeme geworben werden, was sich in manchen Auswahl- und Gliederungsentscheidungen zeigt (so steht z.B. neben dem »jüdisch-christlichen Erbe« der islamische Einfluß, der freilich vom Autor dieses Abschnitts wieder wohltuend wissenschaftlich-unbestechlich ins rechte Maß gestutzt wird). Ein Jacob Burckhardt muß es sich gefallen lassen, vom Herausgeber und von besagtem Martin Schulz als Islam- und Judenfeind verleumdet zu werden. Ein Makel ist, daß angesichts der sonst ausgewogenen Auswahl zwar Karl Marx und sogar Rosa Luxemburg gewürdigt werden, aber kein Beitrag die faschistischen Europakonzeptionen z.B. von Drieu la Rochelle auch nur summarisch vorstellt.

Trotz solcher Kritikpunkte liegt hier ein Nachschlagewerk vor, das ganze Denkhorizonte in kurzer Zeit erschließen hilft und daher seinen Preis tatsächlich wert ist.

Konrad Gill

Kälte, Nässe, Schmutz

Ivan Cistjakov: *Sibirien, Sibirien. Tagebuch eines Lageraufsehers,* hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Irina Scherbakova, aus dem Russischen von Regine Kühn, Berlin: Matthes & Seitz 2014. 288 S., 24.90 €

Das Leben der Gulag-Insassen ist von ehemaligen Häftlingen wie Warlam Schalamow und Alexander Solschenizyn gut dokumentiert worden. Kaum bekannt sind die Umstände und das Denken und Fühlen des Wachpersonals. Das Tagebuch des Ivan Cistjakov ist eines der wenigen erhaltenen Dokumente, die darüber Auskunft geben. Cistjakov war ab 1935 auf den Baustellen der Baikal-Amur-Magistrale als Zugführer der Wachmannschaft eingesetzt. Seine Biographie läßt sich nur in Bruchstücken erschließen. Um 1900 geboren, übte er wohl einen technischen Beruf aus und galt als politisch unzuverlässig. Für die Tätigkeit im Lager war er vom Innenministerium rekrutiert worden.



Seine Existenz ist kaum weniger trostlos als die der Zwangsarbeiter. Ihn plagen sibirische Kälte, Nässe, Schmutz und Schlamm. Er lebt

in einem Vier-Quadratmeter-Zimmer, dessen Wände und Fenster undicht sind. Einen Waschraum gibt es nicht, Holz zum Heizen fehlt. »Ich stelle euch vielleicht absichtlich keinen Ofen hin, damit ihr nicht zu lange rumsitzt«, läßt der Vorgesetzte seine Untergebenen wissen. Schon nach einem Monat hat er das Gefühl, daß ihn das Elend, der Stumpfsinn und Desorganisation überwältigt haben.
Im ersten Satz des Vorworts ist von den »Tätern« die Rede. Auf Cistjakov, der selber 1937 verhaftet wurde und 1941 an der Front fiel, trifft das nicht zu. Und wenn die Herausgeberin an anderer Stelle schreibt, Cistjakov sei »ein typischer Vertreter der kleinen Leute« gewesen, der »lediglich ein loyaler Staatsbürger« sein wollte, klingt das mehr als herablassend.
Der Tagebuchschreiber möchte vom Staat einfach in Ruhe gelassen werden! Sein Interessenspektrum ist groß. Es umfaßt Theateraufführungen, Ausstellungen, Museen, Kinofilme, Vorträge. Er malt, beschäftigt sich mit technischen Fragen und sehnt sich nach zivilisierter Gesellschaft. Alles, was sein Leben lebenswert gemacht hat, wurde ihm vom sowjetischen Staat genommen. »Moskau! Moskau! Weit weg und unerreichbar«, klagt er. Das ist potenzierter Tschechow in Zeiten des Gulag!

Thorsten Hinz

Der Aufgeklärte stirbt verzweifelter

Michael Klonovsky: *Aphorismen und Ähnliches,* Wien: Karolinger 2014. 125 S., 18.90 €

Wie weit darf ein Autor, dem etablierte Kreise Narrenfreiheit gewähren, in der Bundesrepublik gehen? Zu denen, die als Rechtsausleger die Rollen der Feigenblätter der Feuilletonredaktionen spielen, gehört seit Jahren Michael Klonovsky. Nicht nur das, er ist neben Lorenz Jäger der begabteste und vor diesem der schärfste Autor jener »rückwärts«, nämlich ins Ewige blickenden Avantgardisten. Mal libertär, mal reaktionär, erscheint das Werk des Publizisten mit DDR-Vergangenheit, dem nicht die pazifizierenden und betäubenden »Chancen« und Komforts der liberalen akademisch-medialen Wohlstandsgesellschaft mitgegeben wurden, als Vexierbild. Nur eines ist er niemals: angepaßt.
Der jetzt bei Karolinger erschienene Band hat es in sich. Klonovskys Worte, von Ekel vor den Verwerfungen der Zeit ebenso wie von Liebe zum Leben geprägt, lassen wohl niemanden unberührt, der nicht schon völlig abgestumpft ist: »Man muß noch mehr töten für den Frieden.«
Der Leser der »Acta Diurna«, jenem Klonovskyschen Netztagebuch, das, ohne Werbung oder große öffentliche Wahrnehmung, inzwischen zu den ersten Anlaufstellen einer rechten Publizistik höchster Güte im Internet zählen dürfte, kennt den Inhalt des Bändchens bereits. Die Aphorismen wurden dort veröffentlicht. Sie hier in Buchform noch einmal Seite für Seite nachvollziehen zu können ist trotzdem ein besonderes intellektuelles Vergnügen und sollte als Gelegenheit der geistigen Erquickung unbedingt wahrgenommen werden. Der Vergleich mit Gómez Dávila, stilistisch und thematisch zumindest ein, wenn nicht das Vorbild für Klonovsky, mag hinken. Der 1962 geborene Journalist hat einen eigenen Ton, wurzelt weniger unbedingt in den Traditionen des alten Europa, drückt eher einmal Genuß aus als Bitterkeit: »Wer errötet, erweist einen erschütternden Mangel an Modernität.« Auch spielt das religiöse Moment eine weit geringere Rolle, dafür Banalitäten eine etwas größere. Dennoch wird, wer den Kolumbianer verehrt, auch um seinen Schüler keinen Bogen machen dürfen. Noch einmal Klonovsky: »Konservativ sein bedeutet keineswegs, am Althergebrachten zu hängen, sondern sich die permanenten Kulissenwechsel nicht als das Stück selber aufschwatzen zu lassen.«

Konrad Gill

Nicht mehr fett und rosig

Greta Taubert: *Apokalypse jetzt! Wie ich mich auf eine neue Gesellschaft vorbereite,* Köln: Eichborn 2014. 288 S., 16.99 €

Als Greta Tauberts Opa im »Tausendjährigen Reich« Schweine hütete, konnte er nicht ahnen, daß es mit dem Reich rasch sein Ende haben würde, und auch nicht, daß der Schweinestall eine Garage für mehrere Toyotas sein würde. Weltliche Systeme sind vergänglich, und oft kommt das Ende recht jäh. Die Enkelin nun, ein Kind der achtziger Jahre, hat das Gefühl, daß es bald vorbei sein könnte mit Toyota, Schichtcremetorte, Kloduftstein und Fitneßstudio. Als Koloß türmen sich vor ihr die Schreckensworte von Wirtschaftskrise, Rohstoffknappheit und Umweltzerstörung auf. Greta Taubert wird zur »Apokalyptikerin«: »Ich will nicht mehr fett und rosig sein«, beschließt sie, um für ein Jahr einzutauchen in die Welt der »Preppers« (die sich mittels – oft geheimer – Vorratslager akribisch auf den Tag X vorbereiten), der Frutarier, Autarkisten, der Selbstmacher, Mülltaucher, der Tramper, Tauscher und Teiler. Taubert will wissen, wie man mit (antizipiertem) Mangel umzugehen lernt. »Meine Großeltern wissen so viel mehr als ich.« Über diese einjährige Selbsterfahrung hat die weltreisende Schöne eine manchmal verplauderte, immer amüsante und in jedem Fall nachdenkenswerte Großreportage geschrieben. Sie versucht sich – immer in Fühlung mit den jeweiligen Experten im »Anders-Leben« – im Drei-Liter-pro-Tag-Verbrauch, sie haust

mit linken Profigammlern, sie ernährt sich von Kräutern und Lindenblättern (wer hätte gedacht, daß der »Große Steuer-Konz« zugleich ein verrückter Papst der Urköstler war?), sie entdeckt ihren Jagdinstinkt. Tauberts Bericht besticht durch ihre Beobachtungsgabe; ein tüchtiges Maß an Ironie und Selbstironie lassen ihre abenteuerliche Tour nie beflissen erscheinen. Sympathischerweise kann sie den »bewußten, ethischen, sensiblen Supertyp« nicht ab. Diese Abneigung hat sie »schon aus Prinzip lange auf der Seite der Fleischesser gehalten.« Gelegentlich bricht das Pathos des Zorns auf die »hohlen Konsumzombies« durch: »Ihr degenerierten Shopping-Victims, die ihr euch jeden Tag selbst zum goldenen Opferkalb macht! Wie ihr euch freut über 30 Prozent mehr im Nutella-Glas!« Zwei Gesichtspunkte hat die Autorin außer acht gelassen: Erstens klappen ihre Experimente allesamt nur im Rahmen eines funktionierenden Staatswesens (das unter anderem grenzüberschreitendes Reisen, Informationsbeschaffung, Eigentum garantiert), und zweitens packt sie den Notstand allein an seiner materiellen Wurzel. Könnte sein, daß der Kollaps sich aus anderen Gründen speist.

Ellen Kositza

Wäre man doch vor dem Menschen geboren!

Jürgen Große: *Erlaubte Zweifel. Cioran und die Philosophie,* Berlin: Duncker & Humblot 2014. 319 S., 39.90 €

Armin Mohler nannte Cioran einen »postrevolutionären Denker« und spielte damit auf die Absage Ciorans an jede Geschichtsphilosophie an. Seiner Meinung nach gab es in der Geschichte eine Abfolge von Ereignissen ohne jeden Sinn. Mit dieser Haltung stand Cioran im 20. Jahrhundert nicht allein. Er dürfte aber, was die Radikalität des Zweifels an allen Gewißheiten betrifft, zu den bedeutendsten Skeptikern der Geistesgeschichte gehören. Im Gegensatz zu dem in der Philosophie gepflegten »erlaubten Zweifel« geht es Cioran um die radikalere Variante, den Zweifel an sich selbst, die Verzweiflung.

Aus dieser Abgrenzung erklärt sich das Thema des Buches von Jürgen Große (Jg. 1963), der als Philosoph und Historiker bereits mit zahlreichen Büchern hervorgetreten ist, die sich nicht ausschließlich an das Fachpublikum richten, sondern allgemeinverständlich gehalten sind. Große steht damit in einer Tradition, die darauf setzt, daß es auch außerhalb der professionellen Philosophie Leser gibt, die sich der Mühe des Denkens unterziehen. Seinen zahlreichen Büchern, etwa über die Langeweile, über Nietzsche oder die Lebensphilosophie sowie ein Band Aphorismen im Karolinger-Verlag, hat er nun eines hinzugefügt, das eine gute Hinführung auf Ciorans 20. Todestag im nächsten Jahr ist. Trotz des bescheiden anmutenden Untertitels handelt es sich um ein Buch, das die zentralen Themen des in Transsilvanien geborenen Kulturkritikers behandelt. Großes Arbeit ist vor allem deshalb grundlegend, weil er das Wagnis unternimmt, die unübersichtlichen Themen der Aphorismen und Essays Ciorans einem systematischen Zugriff zu unterwerfen. Damit geht natürlich die unmittelbare Suggestion Ciorans verloren. Sinn des Buches ist aber auch nicht, Cioran-Lektüre zu ersetzen, sondern zu ihr hinzuleiten und vor allem dem Gelegenheitsleser den Kontext aufzuzeigen, in dem einzelne Aspekte des Werkes stehen.

Im ersten Teil behandelt Große unter der Überschrift »Lektüren« die Anregungen und Einflüsse, denen sich Cioran ausgesetzt hat und deren Spuren man in seinem Werk begegnet. Das Spektrum reicht dabei von konkreten Namen wie Epikur oder Heidegger über einzelne philosophische Strömungen wie die Moralistik oder die Lebensphilosophie bis hin zu philosophischen Grundüberzeugungen, wie derjenigen, in einer Spätzeit zu leben, oder der schon genannten Verzweiflung. Im zweiten Teil versucht Große das Denken Ciorans in einzelne Begriffe zu fassen, was bei einem unsystematischen Denker wie jenem eine wirkliche Verständnishilfe ist. Die einzelnen Schriften werden im dritten Teil einzeln vorgestellt, wobei auch auf die Entstehungsgeschichte der rumänischen Frühschriften und Ciorans faschistisches Engagement eingegangen wird.

Ein knappes Porträt des Philsophen, das sich aus Selbstbeobachtungen und Beobachtungen Dritter speist, beschließt den Band. Cioran war keineswegs der menschenverachtende Kauz, als den man sich ihn aus seinen Schriften vorstellen könnte. Zum Zweifel gehört auch der Zweifel am Zweifel. Demzufolge sah Cioran seine Dauerskepsis am Ende seines Lebens kritisch, ohne deshalb daran irre zu werden – eine Kunst, die wohl nur wenige beherrschen.

Erik Lehnert

Nach dem Krieg war vor dem Krieg

Philipp Blom: *Die zerrissenen Jahre. 1918 bis 1938,* München: Hanser 2014. 572 S., 27.90 €

Philipp Bloms *Der taumelnde Kontinent. Europa 1900–1914* (2009) war ein vielbeachtetes Buch. In *Die zerrissenen Jahre* schreibt der Historiker nun seine primär sozial- und kulturgeschichtlich orientierte Chronologie fort und verstärkt überzeugend seine eigene These: daß die Marke 1914/16 keine Zäsur war, sondern daß der Weltkrieg als Verstärker und Beschleuniger für jene Entwicklungen fungierte, die

bereits in der Zeit um die Jahrhundertwende angelegt waren. Blom, gebürtiger Hamburger (1970) und Wahlwiener mit Zwischenzeiten in England und den USA, schreibt seine Bücher erstaunlicherweise auf englisch, die deutschen Übersetzungen hat er selbst besorgt. Der unverkennbar anglophile Stil – nicht in Form einer Parteinahme – ist hier Nutzen und Nachteil zugleich: Man liest das dicke Buch (500 Seiten ohne Literaturhinweise) flott und mit Gewinn. Der rezeptionsfreundliche essayistische Stil kommt einem so sehr entgegen, wie er gelegentlich durch seine lässige Flatterhaftigkeit abstößt. Ersteres überwiegt; selbst in jenen Kapiteln, wo man sich wünschte, der Autor hätte seinen Fokus weniger stark auf die US-amerikanische Geschichte gerichtet. Europa und USA: das war mitnichten eine Welt, und es ist keineswegs durchgängig so, daß Entwicklungen, die sich dort anbahnten, mit Verspätung auf den hiesigen Kontinent schwappten. Vor allem: Daß der deutsche Weg in die Moderne bis zum Krieg ein grundlegend anderer war als selbst in den europäischen Nachbarstaaten, das bezieht Blom nur am Rande ein.

Jedem Jahr zwischen 1918 und 1938 widmet Blom ein Kapitel, das je ein beziehungsreiches Phänomen herausstellt. Jedes beginnt mit einem anekdotischen Lesefänger: »Bertie Wooster saß wieder einmal in der Klemme. Das war nichts Besonderes für den freundlichen Trottel aus der Oberschicht …«, so beginnt das Kapitel zu 1934, das die Wirtschaftskrise in Großbritannien abhandelt. Besonders interessant sind die Kapitel zu 1918 (»Shell Shock«) über die Integration der immensen Zahl von Kriegskrüppeln in die einzelnen europäischen Länder, 1919 (»Ein poetischer Staatsstreich«) zu Gabriele D'Annuzios temporärer Staatsgründung , 1923 (»Jenseits der Milchstraße«) zur Strahlkraft moderner Naturwissenschaften und 1933 (»Pogrome des Intellekts«) zum Verhalten der deutschen Intelligenz gegenüber der nationalsozialistischen Machtübernahme. Blom eröffnet keine neuen Quellen, aber er richtet ein Brennglas auf – teils vorerst subkutan wahrnehmbare – Bewegungen und Moden. Illustriert wird dies durch zahlreiche gut ausgewählte Schwarzweißabbildungen. Wer wußte, daß Virginia Woolf und John Maynard Keynes eugenische Maßnahmen befürworteten? Daß Berlin mit seinen 170 polizeilich überwachten Männerbordellen 1930 als »Tagtraum eines jeden Schwulen« galt? Wer kennt Hauptmann Wolfgang Fürstner, der ab 1934 das Olympische Dorf plante und organisierte und sich unmittelbar nach Abschluß der Spiele erschoß? Blom läßt sich zu einigen wenigen Flapsigkeiten hinreißen (»anscheinend liebte Hitler nichts mehr, als sich abends von seinen übermenschlichen Aufgaben im Sinne der Vorsehung zu erholen, indem er sich Filme mit Laurel und Hardy, Mikkymaus oder Greta Garbo ansah«), ansonsten verfährt er sachlich und am aktuellen Forschungsstand ausgerichtet, was beispielhaft sein Kapitel über den Spanischen Bürgerkrieg zeigt. Bestechend ist insgesamt, wie Blom den Geist der Zeit einfängt und wie er aktuelle politische Entwicklungen mit Lebensgefühlen zusammenführt. Seine These, daß die Kriegsjahre 1914–18 keinen Bruch darstellten, steht. Darüber hinaus zeigt sich Blom in fast jeder Lage abwägend: einerseits-anderseits. Fürchtet man als Leser anhand mancher perspektivischen Schilderung eine Engführung der Beweise, heißt es bald lockernd: »Das ist aber nur die halbe Wahrheit«. Was will man mehr?

Ellen Kositza

»Sitzen Sie gut?«

Udo Ulfkotte: *Gekaufte Journalisten. Wie Politiker, Geheimdienste und Hochfinanz Deutschlands Massenmedien lenken,* Rottenburg: Kopp 2014. 336 S., 22.95 €

Über Udo Ulfkotte mag man die Augen verdrehen. Der Mann, Jahrgang 1960, ist ein Vollblutjournalist, gestern schrieb er an vorderster Front für die Leitmedien, lange Jahre für die *FAZ,* später für Gruner + Jahr, heute reüssiert er als »unbequemer Aufdecker« im Hochfrequenzbereich. Mit schmissigen Titeln wie *SOS Abendland, Albtraum Zuwanderung* und *Vorsicht Bürgerkrieg* hat er sich als Leserschaft ein Paralleluniversum zur *Bild*-Zeitung erworben. Einen akademischen Genuß will man auch die neueste Veröffentlichung des zornigen Vielschreibers kaum nennen. »Unsere Alpha-Journalisten haben einen totalen Blackout … Ganz dicht scheinen die dort nicht mehr zu sein«, so tönt es von der ersten Seite. Das klingt nach extremer Einfühlung in den Stammtischbesucher. Jedoch: Erstens nimmt die sprachliche Qualität von *Gekaufte Journalisten* im Verlauf des Buches zu, zweitens sind es in der Tat haarsträubende Zustände, von denen Ulfkotte zu berichten weiß. Er tut es aus erster Hand, und er verpackt seine wirklich tiefgreifende Medienschelte in die Form einer Selbstbezichtigung: Er betont wiederholt, daß (und inwiefern) er über lange Jahre Teil jenes Zirkels gewesen sei, den man Medienmafia wird nennen dürfen – und daß er (der bei vielen Aufträgen immerhin sein Leben empfindlich aufs Spiel gesetzt hat) sich heute dafür schäme. Dieses Buch ist mitnichten eine Pauschalwatsche gegen die »Mainstreammedien«, sondern ein akribisch recherchierter, durch ausführliche Anmerkungen sowie ein Personenregister zusätzlich aufgewerteter Sündenkatalog aus der Feder eines Innenseiters. Unter den fünf Kapiteln ist das erste (»Simulierte Pressefreiheit: Erlebnisse

bei Verlagen«) das längste. Ulfkotte berichtet hier vor allem aus seiner Zeit bei der *FAZ*, wo er siebzehn Jahre als Redakteur im Ressort Außenpolitik angestellt war. Er (damals ein »eitler FAZke«) schildert, inwiefern Korrespondenten mit politischen Lobbyorganisationen verflochten sind, wie US-Fördergelder bereitstehen, um deutsche Mediennutzer im proamerikanischen Sinne zu beeinflussen, wie mit Mitarbeitern verfahren werden kann, die sich weigern, mit dem Bundesnachrichtendienst zusammenzuarbeiten, und wie das »anrüchige System« funktioniert, das hinter Journalistenpreisen steht. Keinesfalls handelt es sich hierbei um Verschwörungsprosa: Ulfkotte braucht keine obskuren Netzseiten zu zitieren, er nennt Roß und Reiter. Im zweiten, viel zu kurzen Kapitel widmet er sich anhand der beispielhaften Berichterstattung zu Thilo Sarrazin und zu der Arbeitsmarktöffnung für Rumänen und Bulgaren (»heute-journal«, jubelnd: dies seien »die Preußen des Balkans«) den Mechanismen der gleichgeschalteten Meinung. Für das Kapitel »Alpha-Journalisten auf Linie mit den Eliten« hat Ulkotte tabellarisch zusammengestellt, welche Vorschreiber mit welchen einflußreichen Organisationen (Bilderberg, Atlantik-Brücke, Atlantische Initiative, American Jewish Comittee) verbändelt waren oder sind.

Freilich erscheint nicht restlos alles, was hier als Skandal offenbart wird, als wirklich skandalträchtig oder offenbarungswürdig. Das ist deshalb schade, weil dadurch die Konturen jener Angelegenheiten verwischt werden, die als himmelschreiende Mißstände angesehen werden müssen. Bei den aufgezählten Missetaten eines Alexander von Schönburg etwa (der »Zigaretten schnorrte«, wiewohl er ein Buch übers Nichtrauchen geschrieben hat; der einmal Heiligabend mit dem 25. Dezember verwechselte und dem Ulfkotte vorwirft, er habe sich aufgrund seiner Adelskontakte »einkaufen« lassen) darf man vermuten, daß hier eine Privatfehde ausgetragen wird.

Auch daß die *FAZ* neue Bücher von *FAZ*-Redakteuren redaktionell erwähnt, wird man nicht als unredlich empfinden müssen; des weiteren bleibt Ulfkotte einen Nachweis schuldig, inwiefern Burschenschaften (Mitglieder beispielsweise: Markus Söder, Kai Diekmann, Rezzo Schlauch) als relevante Netzwerke tätig sind.

Was schlägt der Autor vor? Organe der Desinformation kündigen, Staatsfernsehen (ARD und ZDF streichen jährlichen 7,5 Milliarden Zwangsgebühren ein!) abschalten, den verantwortlichen Herausgebern und Redakteuren die Gründe dafür schreiben. Vielleicht ist auch dies ein hoffnungsloses Unterfangen: Ulfkotte zitiert aus einer Schrift des Londoner Verteidigungsministeriums. Demnach sei es gut denkbar, daß man gar nicht mehr ausschalten könne. Prognostiziert wird – und zwar nicht vom Buchautor, sondern von den Mächtigen aus London! –, daß um das Jahr 2035 jedes Kind mit einem implantierten Chip versorgt sein werde.

Christian Marschall

Doppelte Reserve gegen die Bourgeoisie

Alain de Benoist: *Mein Leben. Wege eines Denkens,* Berlin: JF Edition 2014. 430 S., 24.90 €

Ist Alain de Benoist der Vordenker der französischen Neuen Rechten? Sein deutscher Verlag verkündet implizit, daß die Identifikation des vielseitigen Denkers als Vorreiter der Nouvelle Droite (ND) lediglich ein hartnäckiges Mißverständnis sei. Nach der Lektüre des vorliegenden Erinnerungsbandes kann allerdings konstatiert werden: Benoist ist es natürlich doch und hat sich erst in den vergangenen zehn Jahren von dieser deutlichen Vordenkerrolle hin zu einem Stichwortgeber über die politischen Lager hinweg gewandelt. Wie diese Wandlung vonstatten ging und welche aktivistischen, ideenhistorischen sowie metapolitischen Eckpfeiler ihren Anteil an den Entwicklungen des Ausnahmedenkers nahmen: davon berichtet Alain de Benoist in den gehaltvollen Gesprächen mit François Bousquet, dessen Namen man leider ebenso vergeblich in der deutschen Fassung sucht wie jenen des französischen Verlags. Dabei ist der Publikationsort – das Original *Mémoire vive* erschien 2012 in den Éditions de Fallois – schon deshalb interessant, weil er dem hiesigen Leser unter Beweis stellt, daß bei allen Ähnlichkeiten, die ein linksliberaler Zeitgeist in Deutschland wie in Frankreich hervorruft, im »Hexagone« doch noch erheblich mehr geistige Ungezwungenheit vorherrscht. Daß Benoist über ein bestimmtes, ideologisch eingegrenztes »Milieu« hinaus gelesen wird, beweist alsdann nicht nur ein »unverdächtiger« Verlag, sondern auch seine ungeheure thematische Vielfalt, von der die Ausführungen zeugen. Benoist legte religiöse, philosophische, politische, kulturelle und ökonomische Arbeiten vor, und Bousquet ermöglicht seinem Gesprächspartner durch gezielte Fragestellungen, eine inspirierende Tour d'Horizon dessen zu bieten, was zuvor in fast 90 Büchern entfaltet wurde.

Die *Wege eines Denkens* sind facettenreich und voller Entwicklungsstränge. Sie lassen indes auch Kontinuitäten erkennen, deren wichtigste Bausteine Karlheinz Weißmann in seinem kundigen Vorwort zusammenfaßt. Hingewiesen wird unter anderem auf Benoists »doppelte Reserve gegenüber der Bourgeoisie«, und in der Tat ist es wohl ebenjene antibürgerliche Haltung, die Benoists Lebensweg am konstantesten begleitet. Das libe-

rale Bürgertum erweist sich für den Nonkonformisten als »unreformierbar«, »unhaltbar«, geradezu als der »Hauptfeind«. Inhaltliche Beliebigkeit und ideologische Abschwächung seien demnach ebenso Teil der bürgerlichen Welt wie die Notwendigkeit beständiger Kompromisse. Im Antiliberalismus der Anfangsjahre, der in den letzten Jahren verstärkt mit einem fundierten Antikapitalismus korreliert, trifft sich der Spiritus rector der ND ausdrücklich mit einem freien Geist von links, dem hierzulande noch zu entdeckenden Jean-Claude Michéa (Jg. 1950). Dieser politische Philosoph arbeitet – simplifizierend ausgedrückt – an einer Loslösung linker Theorie vom Liberalismus, Benoist an einer Loslösung rechter Theorie vom Liberalismus.
Pierre Drieu la Rochelle, den Benoist zustimmend zitiert, sprach seinerzeit von »linker Politik mit rechten Menschen«, die ihm vorschwebte. Vielleicht ist dies auch die beste Einschätzung der Vorstellungswelt Alain de Benoists, die ansonsten den Versuch jedweder Kategorisierung in der Tat zu einer heiklen Angelegenheit werden läßt.

Benedikt Kaiser

Heidnische Retorte

Peter Bickenbach: *Odin, Buddha, Pan & Darwin,* Neustadt a.d. Orla: Arnshaugk 2013. 274 S., 18 €

Peter Bickenbach setzt sich aus christlicher Perspektive mit dem sogenannten Neuheidentum auseinander. *Per aspera ad astra:* Darum das Bedauerliche an diesem Buch zuerst. Aus christlicher Sicht ist der Neo-Paganismus (der in seinen modischsten Erscheinungsformen sich gern schwarzgewandet präsentiert) ein Obskurantentum, eine düster-magische Geschichte, auch wenn »Lichtgottheiten« dort als Rollenträger (unter anderen) fungieren. Nun kommt das Buch selbst reichlich verschleiert daher: Der verrätselte Titel an sich (in Lila) verrät wenig, er verschwindet auch optisch im Braun des Untergrunds. Wir finden auch keinen Hinweis zum Autoren – ist er Sozialwissenschaftler, Theologe oder »interessierter Zeitgenosse«? Wir erfahren es nicht; und wenn eine Fußnote besonders interessant erscheint, finden wir über Strecken »Ebenda« und müssen blättern. Da ein Literaturverzeichnis fehlt, bleibt uns, gewissermaßen abgedunkelt zu lesen. Das macht dann nicht viel, wenn man erkennt: Es ist keine Publikation für eine breite Leserschaft, sondern für eine enger gefaßte »Szene«. Wir dürfen diese als jungkonservatives Milieu begreifen. In diesem Rahmen hat Bickenbachs Buch seine Meriten. Bickenbach wendet sich implizit an ein »anti-modernes« Publikum, an Leser, die mit dem Fortschrittsglauben hadern, die sich auf einem Weg jenseits materialistischer Vorstellungen sehen, die ein Heil jenseits der sichtbaren Welt erahnen. »Anlaß dieses Buches waren Begegnungen und Gespräche mit Menschen, die kein lebendiges Christentum erfuhren und die Kirchengeschichte nur aus zeitgenössischen Darstellungen kennen«, schreibt Bickenbach. Nach seiner Einschätzung orientierten sich »auf der politisch rechten Seite« die meisten Anhänger an einem »Germanentum«, wobei sich esoterische und radikal-biologische Standpunkte unterscheiden ließen. In drei untergliederten Großkapiteln (»Geschichte und Selbstverständnis der Neuheiden«, »Die Deutung von Brauchtum und Überlieferung« und »Postmoderne Religiosität«) sortiert der Autor sein Arsenal gegen jene, die gegen die »orientalische Wüstenreligion«, die »seelische Verknechtung« und den »Identitätsraub« und den vorgeblichen »Völkermord« durch das Christentum polemisieren. Erst die zeitgenössische verunklarende Verkündigungspraxis, die statt der eigentlichen Offenbarung die angeblichen Ansprüche »moderner Scheinwerte« in den Vordergrund gestellt habe, »konnte die Vorstellung nähren, das Christentum sei eine Religion der Schwachen, Zukurzgekommenen und Lebensuntüchtigen.« Bickenbach entlarvt – und er tut dies auch mit Hilfe »neo-paganer« Nenngrößen wie Julius Evola – das »lyrisch-subjektive Pathos«, das von Naturerscheinungen hervorgerufen werden kann; er hat auch seinen Nietzsche gründlich gelesen, wie er überhaupt neben gebotener Polarisierung eine Synthese anstrebt. Das Christentum, das er meint, ist streitbar, tüchtig, kulturstiftend und heroisch. Nach Bickenbach verdankt die neuheidnische Kritik am Christentum dem liberalen Protestantismus ihre Beweggründe. Sie argumentiert selbst auf dem Boden einer relativistischen, individualistischen und eigentlich antitraditionellen Religionserfindung – es gibt keine »heidnische Überlieferung«. Der Autor zitiert aus umgedichtetem Liedgut: »O du fröhliche, o du ahnende / lichtverkündende Wintersonnwendzeit«, er verweist auf Parallelen linker und rechter Religionskritik. Die Neuheiden bekämpfen zugleich einen Pappkameraden, nämlich ein von langer Hand umgewertetes, verbogenes, »geupdatetes« Christentum. Bickenbach begleitet beispielhaft den Glaubensweg des irrlichternden Gorch Fock, der als Sohn frommer Eltern erst Gott gegen Nietzsche verteidigte, dann zum »Germanengläubigen« wurde (»Mein Zion ist Walhall!«) und im Verlauf des Jahres 1915 bei seinen Einsätzen in Rußland, Serbien und Verdun Monate vor seinem Tod ringend zum Glauben seiner Väter zurückfand: »Den größten Segen des Krieges haben die erfahren, die sich von ihm zu Gott führen ließen.«

Ellen Kositza

Politik ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst

Akkurat 50 Jahre nach Otto von Bismarcks Tod 1898 hatte dem Staatsmann ein anderer Otto den Rang gelaufen. Gert Fröbe spielte 1948 in der *Berliner Ballade* einen ehemaligen Wehrmachtssoldaten, der im Film »Otto Normalverbraucher« heißt. Heute wirft der 200. Geburtstag des Reichskanzlers (1. April 2015) seine Schatten voraus. Ein eben erschienenes Hörbuch (hrsg. von Frank Eckhardt, Hörverlag, 2 CDs, 128 Min., rund 20 €) nennt sich *Otto von Bismarck. Originalton-Feature,* weil es die einzige Tonaufnahme Bismarcks – anno 1889 – enthält.



Es ist (unter Mitwirkung unter anderem von Lothar Gall) mehr aus der Feder von Otto Normalverbraucher gestrickt. Bismarck wird zuvörderst als unerfahrener »erzkonservativer Monarchist mit Fistelstimme«, als Antisemit, Kriegsführer und Provokateur portraitiert – gänzlich daneben ist dies freilich nicht. Eine etwas abweichende Perspektive nahm da das vor Jahren bei Polarfilm publizierte Hörbuch *Otto von Bismarck – Diplomat im Schatten der Macht* (hrsg. von Karl Höffkes, 50 Min., rund 10 €) ein.

Denken mit Seubert

Studenten kennen das: Es gibt schlechte, mäßige und gute Vortragende. Und: Die Frage nach Lust oder Leid beim Lauschen ist keine sekundäre. Sie entscheidet oft, ob eine Lektion zum Paukstoff gerät oder ob sie befeuert. Was die Vorlesungen des Philosophieprofessors Harald Seubert (derzeit Theologische Hochschule Basel) angeht, sprechen Kenner vom »Seubert-Erlebnis«, soll heißen: darf man sich nicht entgehen lassen! Nun sind 14 Vorlesungen – jeweils rund 90 Minuten – von Harald Seubert als Hörbuch im MP3-Format erhältlich. Diese Ästhetik-Lektionen hat Seubert 2013 an der Ludwig-Maximilians-Universität in München gehalten. Seubert: »Auch Gedanken haben ihre Tempi, wie Nietzsche zu Recht sagte. Sie sind leichter und schwerer, können schneller und langsamer sein.« Hier hört man es, die Lesung wird zur Performance im besten Sinne. Seuberts Lektionen reichen von der antiken Philosophie über Rennaisance, Frühromatik hin zu Hölderlin, dann zu Nietzsche, Schopenhauer und Wagner, sie setzen mit Heidegger und Adorno fort, liefern Exkurse in die Philosophie des Gartens und der Architektur und enden mit aktuellen Ausblicken auf Literatur, Film und Musik. Die exzellenten, rund 21 Hörstunden sind zum Preis von 24.90 € zzgl. Versand zu beziehen über: Verlag@AndreasMascha.de

Missing link

Seit November präsentiert sich der russische Sender RT (Russia Today) auch auf deutsch. Interessant ist das nicht nur für diejenigen, die eine alternative Berichterstattung zum Ukraine-Konflikt wünschen – beachtenswert sind die deutschen Inlandsnachrichten: Es gibt eine AfD-Berichterstattung, die ihresgleichen sucht, und die Krawalle am Rande der HOGESA-Demonstration durfte Manuel Ochsenreiter, Chefredakteur des Nachrichtenmagazins *Zuerst!,* kommentieren. Auch Udo Ulfkotte erhält hier eine Stimme. Warum? RT-Chefredakteur Iwan Rodjonow: »Wir wollen denjenigen eine Chance zur Meinungsäußerung geben, die woanders nicht zu Wort kommen. Das Sachbuch des ehemaligen *FAZ*-Redakteurs Ulfkotte steht seit Monaten auf den Bestsellerlisten. Es wird aber von keinem großen deutschen Blatt mit einem Wort erwähnt.« Die täglichen Nachrichten des Senders (19.30 Uhr) heißen deshalb »Der fehlende Part«. Das Motto von RT: »Wir zeigen den fehlenden Teil zum Gesamtbild. Also genau jenen Part, der sonst verschwiegen oder weggeschnitten wird.« Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen echauffierte sich im Deutschlandfunk (DLF) über den staatsnahen Sender: »Dahinter steht ja der Kreml!« Wer es noch nicht wußte: Der DLF wird aus staatlich eingetriebenen, unfreiwilligen Rundfunkbeiträgen in dreistelliger Millionenhöhe finanziert. RT hat auf Facebook übrigens rund 2,2 Millionen sogenannter Likes. Der DLF hat fast 80000.

Mauerüberwindungscomics

Waschechte Reaktionäre betrachten das modische Genre der Graphic Novel, der buchförmigen Bildergeschichte, als Niedergangsform. Sei's drum – drei rund um das Mauerfalljubiläum erschienene Publikationen gilt es anzuzeigen. Druckfrisch ist *Fluchttunnel nach West-Berlin* (im französischen Original: *Tunnel 57,* Olivier Jouvray/Nicolas Brachet, 56 S., 19.95 €): Auf einer wahren Begebenheit fußt die – in gedämpften Farben gezeichnete – Geschichte des Ostberliner Kunststudenten Tobias, der mit Co-Ver-

schwörern einen Tunnel in den Westteil gräbt. Die Staatssicherheit bekommt Wind und alarmiert die Grenztruppen …

Mit dynamischer Keckheit sowie tollen Details gezeichnet und tollem Witz geschrieben ist die preisgekrönte Geschichte *Kinderland* von Mawil (296 S., 29 €): Schüler Mirco Watzke steckt in der Klemme. Die FDJ-Gruppe und erst recht Gruppenratsvorsitzende Angela Werkel bereiten ihm, dem heimlichen Meßdiener, Ärger, und ausgerechnet der zwielichtige neue Nichtpionier aus der Parallelklasse steht ihm bei – wir



schreiben den Sommer 1989. Eine Spur weniger avanciert gezeichnet kommt der *Herbst der Entscheidung* (PM Hoffmann/Bernd Lindner, 96 S., 14.90 €) daher: Im Herbst 1989 soll sich Daniel, Sohn staatstreuer Eltern, zu drei Jahren Armeedienst verpflichten. Er überwirft sich mit seinem Vater, taucht in die Bürgerbewegungsszene ein, verliebt sich in eine der Akteurinnen und gerät in den Sog der Ereignisse.

Afghanistan-Connection

Kein Auslandseinsatz hat die Bundeswehr so stark geprägt wie der in Afghanistan. Das liegt nicht nur an der Dauer, sondern auch an der Tatsache, daß es sich um einen Kampfeinsatz handelte, in dem die Bundeswehr mit einer Realität konfrontiert wurde, die sie nur vom Hörensagen kannte: Krieg. Wer sich noch an den peinlichen Tanz erinnert, der um die Frage aufgeführt wurde, wie man das Geschehen am Hindukusch nennen solle, kann ermessen, was es bedeutet, daß es heute eine Tapferkeitsmedaille gibt. Das dadurch dokumentierte Umdenken (in Führung, Ausrüstung und Einstellung) setzte allerdings erst ein, als es auf deutscher Seite Gefallene zu beklagen gab. Die Konsequenzen dieses Anpassungsprozesses sind weitreichend – so weitreichend, daß zwei Journalisten eine Verschwörung dahinter vermuten: die Afghanistan-Connection. Ihrer Meinung nach steuern einige Offiziere und Generäle, die sich aus dem Afghanistan-Einsatz kennen, die Geschicke der Bundeswehr. Das könnten sie nicht zuletzt deshalb, weil die zuständige Ministerin von der Materie keine Ahnung habe und der Connection ausgeliefert sei. Ziel sei es, die Bundeswehr nach und nach der zivilen Kontrolle zu entziehen. Neben dieser vorhersehbaren Pointe führen die Autoren einige bedenkenswerte Punkte an. So geht die einseitige Ausrichtung der Bundeswehr auf Auslandseinsätze im Rahmen internationaler Operationen auf Kosten der Landesverteidigung. Zusätzlich wird die Verteidigungsbereitschaft durch die Annahme geschwächt, daß es in Zukunft nur noch asymmetrische Kriege geben werde (woraus die systematische Unterfinanzierung von Luftwaffe und Marine folgt). Insofern handelt es sich trotz der partiellen Ahnungslosigkeit der Autoren im Soldatischen um eine beachtenswerte Studie: www.afghanistan-connection.de

Das letzte Reich

Mit der Reihe *Berliner Schriften zur Ideologienkunde* will das Institut für Staatspolitik (IfS) nicht nur die verschiedenen Aspekte politischer Werturteile untersuchen, sondern vor allem den Triebfedern des politischen Handelns auf den Grund gehen. Der neue Band stößt in das Herz der Ideologienkunde vor: zu den Utopien. Für gediegene Konservative handelt es sich dabei in der Regel um Hirngespinste von Zukurzgekommenen, die sich Illusionen über die Verfaßtheit des Menschen machen und damit das Unglück in der Welt nur vergrößern. Diese Ansicht, so richtig sie in Teilen ist, kann vor einer Tatsache nicht die Augen verschließen: Utopien setzen starke Anreize zum politischen Handeln. Zu diesem Schluß kommt zumindest Georg Quabbe in seinem Buch *Das letzte Reich. Wesen und Wandel der Utopie* (ca. 200 Seiten, 15 €), das als vierter Band der Ideologienkunde-Reihe erscheint.



Ein Novum innerhalb dieser Reihe ist es, daß es sich bei diesem Band um einen Nachdruck handelt. Gerechtfertigt wird das durch das Schicksal des Buches selbst, das im Februar 1933 erschien und im Gegensatz zum Nationalsozialismus stand, der gerade zur Macht gelangt war. Das Buch fand dadurch wenig Beachtung und ist heute antiquarisch kaum noch zu bekommen. Für die Qualität bürgt der Autor selbst: Ihm war bereits 1927 mit *Tar a Ri* ein Meisterwerk gelungen, hinter dem sich *Das letzte Reich* nicht verstecken muß. ■

Ach Lieber, warum schrieben Sie mir das von Heymel. Ich bin ganz aufgeweicht von Traurigkeit, daß er solchen Tod sterben mußte. Und hat hundert Gefahren bestanden, schon vor dem Krieg. Wenn ihn eine Kugel getroffen hätte! Oder Genick gebrochen bei einer Attacke! Denn daß er jung sterben mußte, ahnte ich; es war etwas sich selbst Verzehrendes in seinen Augen. Aber Siechenbett – womit verdient? – denn irgend eine Buße wird es wohl sein. Nicht für seinen herrlichen Leichtsinn! O hätten wir mehr solche Jünglinge! – In Erdlochstimmung, Ihr D.

Richard Dehmel an Josef Winckler, Dezember 1914. Der Dichter und Mäzen Alfred Walter Heymel (geb. 1878) zog trotz Tuberkulose als Reserveoffizier in den Krieg und erlag am 26. November 1914 in Berlin seiner Krankheit.